



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Sonnenwende.

Waldent vorbehalten. Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Marie Bernhard.

(2. Fortsetzung.)

Als die Thurmuhr von Sankt Lukas die vierte Morgenstunde schlug, bog ein einsamer Wanderer um die scharfe Ecke, welche die gewaltige alte Kirche, ein Denkzeichen aus dem vierzehnten Jahrhundert, hier bildete, und blieb vor dem Hauptportal stehen.

Es fiel kein Regen mehr, allein die Wolken hingen so tief, als wollten sie sich jeden Augenblick von neuem entladen. Eine lichtlose, stille Märznacht! Nur von den Dächern rieselte und tropfte es, sonst unterbrach kein Laut die tiefe Ruhe. Der Mann war in einen dunklen Mantel gewickelt und hatte einen breitrandigen Hut tief in die Seiten gelegt; er schob ihn jetzt ein wenig zurück, um unbehindert die Kirche ansehen zu können, deren gewaltiger Bau nur wie eine dunkle, dräuende Masse vor ihm lag.

Wie wei- sende Fin- ger hoben die Eck- thürme sich gen Him- mel, und ein leicht- er Nacht- wind, der sich eben aufmachte, erzeugte oben in den Schall- löchern ein feltfames, fernes Klängen. Der Mann im Man- tel umging die Kirche und blickte die Straße hinab, die sich rechts von ihm ausdehnte; der „Hol- länder

3.

Weg“ hieß sie, und gleich das dritte Haus darin war ein stolzes Gebäude aus alter Zeit, reich mit Schnitzwerk und allerlei sonder- barem Hieat versehen. Der Wanderer sah daran hinauf, als erwartete er von dorthier irgend eine Botschaft, er wandte sich dann wieder zu der Kirche zurück und ließ seine Blicke hin- und her- gehen — endlich drehte er sich hastig ab und ging mit beschleunigten Schritten über den Lukasplatz durch die nächstliegenden Straßen und über eine Brücke hinweg, unter welcher der breite Fluß, noch halb in eisigen Banden gefangen, in starrem Schweigen ruhte. Nur hier und da waren die Schollen voneinander geborsten, und mit leisem Gurgeln drängten sich dunkle Wasser dazwischen, unaufhaltsam schiebend und treibend, still geschäftig und rastlos bei ihrem Werk. — Das Haus, bei welchem der eilig Ausschreitende

endlich stehen blieb, lag ein wenig abseits von den andern, gleichsam von der breiten, schönen Straße auf Vorposten gestellt; es war auf einer leichten Anhöhe erbaut, hatte einen hübschen Garten hinter sich und mußte im Sommer, seiner freien, erhöhten Lage wegen, einen schönen Blick bieten



Das IV. deutsche Sängerbundessfest in Wien: Der Festwagen „Germania“.

Zeichnung von T. Rybkowski.

über die Vorstädte hinweg, über grüne Gärten und Anlagen bis zum Fluß hinüber und der bläulichen Kette des Gebirges, an dessen Fuß sich die ersten dunklen Waldungen der königlichen Forsten schmiegten.

Im ersten Stock dieses Hauses waren mehrere Fenster auffallend hell erleuchtet, und namentlich eines von ganz ungewöhnlicher Breite und Höhe warf ein leuchtendes Viered von Licht und Glanz auf den Boden, den jetzt der Fuß des einsamen Mannes betrat.

Er öffnete mit einem Hausschlüssel das Thor und durchschritt einen hohen, behaglich erwärmten und beleuchteten Treppenschur, welcher verschiedene Thüren zur Rechten und Linken und im Hintergrunde eine breite Doppeltreppe aufwies, von einem schön geschwungenen Geländer aus gußeisernen Ranken und Blumen begrenzt.

Hier stieg er empor und trat durch eine Thür zur Rechten in einen sehr großen weiten Raum, der die ganze Tiefe des Hauses einnahm und dessen Höhe zwei Stockwerke maß. Das einzige Fenster nahm fast die ganze Vorderwand für sich in Anspruch — von ihm, trotzdem es von innen verhängt war, fiel jener helle Glanz in die tiefe Nacht hinaus.

Trotz seiner Größe war dieser Raum gut durchwärmt und strahlend beleuchtet durch zahlreiche Wandlampen und eine Krone, die an starken bronzirten Ketten von der Decke niederhing. In einem prächtigen, mit buntem Marmor ausgelegten Kamin loderte ein helles Feuer, und das Knarren der Holzscheite mischte sich mit dem leisen, schwirrenden Ton, mit welchem die Gasflammen in ihren Glasfeldern sangen.

Überall an den Wänden hingen herrliche Gobelins, schwere, schillernde Stoffe aus Brokat, Sammet und Seide; Ritterrüstungen, Standarten und hohe, alterthümliche Banner in allen Ecken, dazwischen wundervolle Spiegel in Barockrahmen; tiefe Sessel in den verschiedensten Formen und Farben standen umher, kunstvoll geschliffene Gläser, zart wie ein Hauch, schweres metallenes Trinkgeräth, getriebene Schilder, Waffen jeder Gattung, — und, regellos vertheilt, Staffeleien, große und kleine, mit Landschaften, Porträts, Entwürfen besetzt; auf einem niedrigen Tisch, der trotz seiner Größe federleicht auf Rollen ging, lagen die gefüllte Sitzmappen und lose Blätter, Kartons, Reißbretter, Kohlenstifte — das ganze malerische Durcheinander eines Künstlerateliers, schön und reich in jeder seiner Einzelheiten, geschmackvoll in der scheinbar mühelosen, zufälligen Art seiner ganzen Anordnung.

Auf dem Fell eines riesigen Eisbären, dessen ausgestopfter Kopf mit unheimlicher Lebendigkeit den Nacken aufriß, lag ein mächtiger schwarzer Neufundländer, mit weißem Brustblek und weißen Vorderpfoten. Köstlich hob sein seidenglänzendes, leicht gelocktes Schwarz sich von dem blendenden Weiß des Eisbären ab, und über beides zuckte der unruhige Feuererschein und warf rothe Reflexe hierhin und dorthin.

Der Hund hatte beim Öffnen der Thür den mächtigen Kopf, der zwischen den Tagen lag, erhoben und ein leises bewillkommendes Knurren ausgestoßen.

Jetzt hielt er sich offenbar nur mit Mühe auf seinem Platz; die schönen, ausdrucksvollen Augen unablässig auf den Eintretenden gefest, mit dem buschigen Schweif in immer kürzeren Zwischenräumen den Boden klopfend, wartete das gut geschulte Thier mit Ungeduld auf den kleinsten Wink seines Herrn, der ihm eine andere Begrüßung gestattete.

Vorläufig blieb dieser Wink aus; wie ein Träumender stand Delmont inmitten seines Ateliers, er sah sich darin um, als erblickte er es zum ersten Male, er vergaß, Hut und Mantel abzulegen, und unter den zusammengezogenen Branen starrten seine großen, dunkelgrauen Augen jetzt unverwandt auf die Arabesken des Smyrnatteppichs, welchen sein Fuß betrat.

Endlich raffte er sich auf, athmete tief, warf den Mantel auf den nächststehenden Sessel, den Hut rechts auf den Boden und rief mit halblauter Stimme:

„Ego!“

Sofort sprang der Neufundländer empor und war in drei Sätzen bei ihm. Wie ein treuer Freund den andern zum Willkommen umarmt, so legte das Thier, aufrecht stehend, seine Pfoten auf die Schultern seines Herrn und drückte seinen klugen Kopf unter einem leisen Freundengewinsel an dessen Brust.

„Schön, Alter, schön! Jetzt genug! Ich will ans Feuer!“

Er zog mit einer raschen Bewegung den Tisch mit den Mappen und Skizzen nahe zu sich heran und warf sich in einen breiten, niedrigen Lehnstuhl dicht am Kamin. Der Hund hatte ihm aufmerksam zugehört, jetzt begann er gleich einer sorgfältigen Hausfrau aufzuräumen; er faßte den Hut seines Herrn behutsam mit den Zähnen und trug ihn in eine Ecke auf eine Postierbank, ebenso die Handschuhe und den Regenschirm, dann streckte er sich würdevoll zu Delmonts Füßen hin und sah von Zeit zu Zeit erwartungsvoll zu ihm auf. . . er wußte es ja genau, sein Herr würde schon, nach seiner Gewohnheit, mit dem treuen Gefährten zu reden anfangen.

Wie viele einsam lebende Menschen hatte auch der Professor die Eigenthümlichkeit, Selbstgespräche zu halten, meist kurze, abgeriffene Sätze, die für einen Zuhörer — hätte er einen gehabt — schwerlich einen Sinn befehlen haben würden. Frau Krämer, seine Haushälterin, von Natur rebellig, klagte sehr über die große Schweigsamkeit ihres Herrn und meinte zu ihrer Nachbarin, bei der sie sich des öfteren für ihre erzwungene Enthaltbarkeit entschädigte: „Und wenn er überhaupt einmal spricht, dann thut er's noch am ehesten mit dem unvernünftigen Vieh!“ — Mit dieser Bezeichnung that aber Frau Krämer dem wackeren Neufundländer entschieden Unrecht; derselbe war durchaus kein „unvernünftiges Vieh“, vielmehr so begabt und feinfühlig, wie man es selbst bei Hunden dieser feinen und klugen Rasse selten antrifft. Delmont hatte ihn von der dritten Woche seines Daseins an aufgezogen, sich selbst jeder Mühe und Unbequemlichkeit, welche die Wartung eines so jungen Hundes mit sich bringt, unterzogen und in der That in seinem „Ego“ eine Art von Freund gewonnen, ein „anderes Ich“, das seinen Herrn so gut kannte wie niemand sonst, das alles, was dieser ihm zu sagen hatte, anhörte, ohne zu widersprechen oder etwas auszulaulern, das jede Stimmung verstand und würdigte, nichts vergaß, aber auch nichts nachtrug und mit unerlöschlicher Liebe und Treue an seinem Beschützer hing. Dies waren nicht zu unterschätzende Vorzüge, und bei Frau Krämer war es offenbar Eifersucht, wenn sie dieselben nicht anerkannte. Die biedere Frau gestand es überhaupt häufig, daß sie für ihr Theil aus ihrem Professor nicht klug werde. Auf der einen Seite von einer wahrhaft ertaunlichen Mäßigkeit und Anspruchslosigkeit, entwickelte er auf der andern eine Verschwendung, die ihr, als einer „verständigen Frau“, unbegreiflich erschien — miethete das ganze Haus sammt Garten, wie es stand, auf ein Jahr, um höchstens zwei bis drei Zimmer darin zu bewohnen, — wünschte mit hereinbrechender Dämmerung sein Atelier, sowie sein Wohn- und Schlafgemach glänzend erleuchtet zu haben, gleichviel, ob er darin sei oder nicht — es könne ihm ja einfallen, unerwartet heimzukommen, und dunkle, kalte Räume seien ihm ein Brennel; ließ diese Lichtfluth zuweilen bis gegen den hellen Morgen brennen, ohne daß außer ihm selber ein einziger Mensch etwas davon hatte — kaufte Dinge an, die, nach Frau Krämers Urtheil, schlechterdings altes Gerümpel waren und in den Trödelkram gehörten, handelte nie, sondern bezahlte Unsummen, ohne eine Miene zu verziehen. Dabei trank er im Verlauf des ganzen Tages höchstens zwei Gläser Wein, rauchte selten eine Cigarette, spielte nicht Karten, hatte fast nie Besuch, und von weiblichen Modellen hatte Frau Krämers wachsame Auge bisher nur eine alte Frau aus dem Volk mit einem prächtigen Charakterkopf und ein paar kleine, drei- bis vierjährige Mädchen erblickt, die auf einem Gemälde Schneeglöckchen feilboten. Ein seltener — ein unbegreiflicher Herr! Wenn sie — Frau Krämer — ihm etwas vorzutragen hatte, hörte er eigentlich nie zu, sondern unterbrach sie fast immer im zweiten Satz: es sei gut, sie möge das einrichten, wie sie wolle. Nur seinen bestimmt ausgesprochenen Willen wünschte er befolgt zu sehen, alles übrige war ihm gleichgültig. Ein schlechter Mensch konnte er doch nicht sein, denn er liebte Thiere und liebte Blumen; dies letztere war auch eine seiner kostspieligen Leidenschaften, stets mußten Vasen und Schalen mit Blumen gefüllt in seinem Atelier wie im Wohnzimmer stehen, und seine herrlichen Blattpflanzen pflegte er eigenhändig.

Auch jetzt hob sich seine Hand wie mechanisch zu dem breiten Gefims des Kamins empor und griff in eine Majolikafiale, die bis zum Rande mit duftenden Blumen gefüllt war; sie stammten aus dem Treibhause — natürlich! wie sollte es im März anders sein! — Von den Maiblümchen, Tazetten und Krokus hinweg tastete seine Hand sich weiter, fast war's, als ob er etwas suchte.

Da! Ein paar weiße Fliederbalden und zwei kleine Weidensträuße blieben in seiner Rechten hängen, und nun brachte er sie, wohl in Zerkrennung, an seine Lippen. Der Duft war schwach, kaum merklich, aber ein träumerisches Lächeln ging über das Gesicht des Mannes hin und blieb in den Augen stehen. — Vor ein paar Stunden, da war er, ziel- und zwecklos durch die geschmückten Räume des Weylandschen Hauses irrend, wie getrieben von einer inneren Unruhe, wieder in den Tanzsaal gekommen, wo ein gemieteter Spieler an dem schönen Blüthnerschen Flügel saß und in harten, dröhnenden, unfehlbar taktmäßigen Rhythmen einen Wiener Walzer herunterdroh. Die Jugend tanzte Cotillon, und er, Professor Delmont, war immer wieder um diesen Tanzsaal herumgeirrt und war eingetreten, um zuzuschauen, und wieder fortgegangen, weil es ihm widerwärtig war, zu sehen, wie so viele Arme — meist waren es uniformirte — sich um die eine, begehrteste Tänzerin legten und sie immer von neuem lächeln und sich verneigen und danken mußte.

Und da war er mit einem raschen Entschluß zu der hübschen, hoch emporgehürmten Pyramide mit den Blumensträußen getreten — was kümmerte es ihn, ob die Zeit dazu jetzt schon war oder nicht! — und hatte mit raschem Griff dasjenige, welches ihm von den niedlichen Sträußchen das schönste schien, herausgeholt, war quer durch den Saal auf sie, die mit ihrem stottern Tänzer, dem schlanken Manenlieutenant, lachte, zugegangen und hatte gesagt: „Wenn ich auch kein geübter Tänzer bin — das Recht jedes eingeladenen Gastes, mir hier ein Sträußchen zu holen, darf ich mir doch nicht nehmen lassen. Wollen Sie diese Blumen von mir annehmen und mir dafür eine Extratour schenken?“

Und sie, mit einem frohen, überraschten Lächeln zu ihm aufsehend, meinte: „Ja — waszen Sie denn? Ach dachte, Sie hätten das überhaupt nicht!“

„Sonst nicht — seit vielen Jahren nicht — wollen Sie aber nicht die Ausnahme gelten lassen?“

„Mit Freuden!“

Und er, der das Tanzen einen schreienden Unsinn genannt, er, der seit undenklichen Zeiten keinen Fuß dazu gerührt hatte — da slog er über das glatte Parkett hin, seine schöne, weißgekleidete Tänzerin im Arm. Er sah auf das glänzende, schwarze Haar herab, dessen gefiederte Köckchen unter dem Hauch seines Mundes leise erbeben. Wie sie reizend war, auch beim Tanz! Ihm fiel eine Strophe aus einem Gedicht ein, das er einmal irgendwo gelesen:

„Wie eine Blume lag sie mir im Arm,  
Die sich im Abendwinde wiegt und schmiegt!“

Zögernd nur gab er sie frei; er wurde unwillig, wenn er dachte, sie sollte den langen Cotillon hindurch mit diesem Manenoffizier, der so durchtriebene Augen machen und so herzlich lachen konnte, vereint sein. Und sie lachte gern, hatte ein so liebliches, goldtöniges Stimmchen, das ansprechend wirkte! Hatte sie doch ihn, der das Lachen fast verlernt zu haben meinte, mit ihrer kindlichen Fröhlichkeit angeleitet, daß er sich selbst kaum wiedererkannte! Fast reute es ihn, nicht den ganzen „Unsinn“, womit er den Cotillon meinte, als ihr Tänzer mitgemacht zu haben! Lächerlich! Er und Cotillon tanzen! Vor kleinen koketten Gänschen in die Kniee sinken und nach emporgeworfenen Taschentüchern springen und sich Schneebälle von Papierschnitzeln ins Gesicht werfen lassen und was sonst der albernen Geschmacklosigkeiten mehr waren; er wäre sich reiß fürs Narrenhaus vorgekommen, er hätte sich das selbst kaum jemals verzeihen können. Nun, der lustige Manenlieutenant hatte auch herzlich wenig von seiner Tänzerin, sie wurde ihm jede Minute entführt, und er sah ihr jedesmal ganz kläglich nach! —

Allgemach war auch der Cotillon beendet worden, die gepünderte Pyramide wurde von einem Bedienten hinausgetragen, die jungen Damen zerstreuten sich hierhin, dorthin, es wurden ihrer immer weniger, — die Herren setzten sich noch im Rauchzimmer beim Bier fest. Delmont stand, eine Cigarette zwischen den Lippen, an der Thür, die zum Hausflur führte und die, der in den Zimmern herrschenden Hitze halber, fast ganz geöffnet war. Eine Dame nach der andern kam die mit Decken belegte Treppe, welche nach der Garderobe führte, herab, in Mantel und Kappe vermunnt, auf trippelnden Füßchen, schwachend, lachend, — endlich auch sie, das süße, junge Gesicht von einem weißlodigen Seidenschawl wie von einer Sommerwolke umhüllt, beide Hände voller Blumen, aber nicht plaudernd und scherzend, sondern ernsthaft vor sich hinschauend, ganz in Gedanken! Sie schrat heftig zusammen,

als er ihr „Gute Nacht“ wünschte, und antwortete sichtlich befangen. Dann war sie fort, und die ganze übrige Gesellschaft dänkte ihm unglücklich gleichgültig — er drückte dem Gastgeber die Hand, sagte der Hausfrau ein paar verbindliche Worte und ging hinaus in die dunkle und stille Märznacht, die unplotzlich einen Frühlingshauch mit sich brachte — einen ganz seltsamen, herzbeklemmenden Frühlingshauch.

„Ja, ja,“ fing der Professor halblaut an, und Ego hob den Kopf und hörte zu, „gesteh' dir's nur ehrlich: es ist so! Hüft nichts, es mit einem andern Namen nennen zu wollen! Hast oft gefürchtet, es könnte noch einmal so kommen — nun ist's mit einem Mal da!“ — Seine Stimme verlor sich in ein undeutliches Gemurmel, eine Zeitlang war in dem großen, weiten Raum nur das trauliche Schwagen der Flammen im Kamin und das seine Singen des Gases zu vernehmen. „Wir haben kein Recht auf sie, Ego! Hörst Du? Kein Recht überhaupt auf das, was man Glück und Liebe nennt . . . wir nicht!“ Ego sah mit treuen, verständnißvollen Augen in die aufgeregten Züge seines Herrn — er hatte sich halb erhoben und stützte seinen Kopf liebevoll gegen Delmonts Knie. „Wenn die Leute das hörten, würden sie sagen: wozu brauchst du auch Glück und Liebe? Du hast ja deine Kunst, die kann dir Ersatz sein für alles! Man darf nicht zuviel vom Schicksal fordern! Meine Kunst, jawohl! Wir haben uns nicht ganz umsonst glühend um sie beworben, uns halbtodt um sie geseht! Sie giebt uns Begeisterung — Trost — und Brot — Ehre — Ansehen — aber auch Glück, volles, wirkliches Menschen Glück, Ego? — aber auch Liebe?“

Des Professors Hand ruhte jetzt auf dem Kopf des Hundes. Er hatte sich vorgeneigt und starrte in das Feuer. Immer hatte er das geliebt — eine seiner frühesten Rückerinnerungen galt den Augenblicken, da er als ein kleines Knäbchen vor der halbsoffenen Ofenthür gekauert und die spielenden Flammen beobachtet hatte. . . da waren ihm allerlei verworrene Gedanken gekommen. . . Bilder, wie es sein mußte, wenn er erst groß und berüht sein würde und ein Mann — jetzt war das alles eingetroffen, er sah da, mit Gold, Ehren und Ruhm überhäuft, er war an Fürstenthöfen empfangen und von Künstlern ausgezeichnet worden, zu denen er als Jüngling nur in schauer Bewunderung auszublicken gewagt hatte, — in seinem hohen, weiten Prachtgemach saß er da, ein Künstler von Gottes Gnaden, ein Mann, der sich aus eigener Kraft zu der hochragenden Stufe, auf der er stand, emporgeschwungen hatte; es umgaben ihn die Meisterwerke seiner Hand — Schönheit, wohin das Auge blickte, — aber er war einsam, kein häusliches Glück blühte ihm, kein leichter, weiblicher Schritt, kein herzliches Kindertachen tönte durch den hallenden Raum, nur die Flammen knisterten, und in ihnen zeigte sich ihm ein Bild, ein graufiges Bild. So oft er auch schon gewöhnt, es vergessen zu können, es stieg immer wieder vor ihm auf, um ihn mit bangem Entsetzen zu erfüllen, das Bild einer alten Schuld, das ihn seit seiner Jugend von Land zu Land jagte, ruhelos, friedlos, das ihn trotz aller seiner Erfolge zu keinem Lebensgenuss kommen ließ, ihm den gefüllten Becher vom Munde zog.

Ein Frösteln überließ ihn; er wandte sich rückwärts, wo auf einem breiten Gerüst in der Tiefe des Ateliers sein neuestes Werk, an dem er noch arbeitete, aufgestellt war: Karawane bei Nufara in der Libyschen Wüste.

Wohl nur ein Künstler vom Schlage Delmonts, ein Maler, der sich durch seine geniale Auffassung und seine unvergleichlichen Beleuchtungseffekte Weltruhm erworben hatte, konnte es wagen, ein Bild von dieser Ausdehnung mit verhältnismäßig so unbedeutender Staffage zu schaffen. Denn die Karawane war Lebensfrage. So lebensvoll auch die Gruppe der Kameltreiber, der in weite, weiße Mäntel gehüllten Europäer, der braunen Araber anzusehen war, wie sie geschäftig nach längerer Rast zum Aufbruch rüsteten, während die Kamele noch halb aufgezäumt am Boden lagen, — die Hauptsache war doch die Wüste, die sich tod und fahl in weißflimmerndem Grau erstreckte, weit, unabschbar weit, baumlos, strauchlos, eine unendliche Einöde. Am äußersten Rande des Horizonts zuckte es fahl rötlich auf, eine erste Ankündigung der Sonne, über dem ganzen Bilde aber lag ein bläßer Dämmerchein, ein seltsam unirdisches Halblicht, das die Menschen wie Schatten und die hingedehnte Weite doppelt trostlos erscheinen ließ.

Auch Ego hatte sich zurückgedreht und musterte das Wüstenbild und darauf seinen Herrn, als wollte er sagen: ich erinnere mich!

Delmonts Hand glitt herab vom Kopf des Hundes; die Augen immer noch halb rückwärts gewendet, zog er ein Blatt Kartonpapier und einen Zeichenstift zu sich heran. Jetzt legte er das Blatt auf seine Kniee und setzte den Stift an — dazu murmelte er halb unwillig: „Nur die Hand!“

So wie sie ihm vorschwebte — nein, wie er sie in diesem Augenblick greifbar deutlich vor sich sah wie alles, was ihm einen starken Eindruck machte, so gab er die Form dieser schönen Mädchenhand mit raschen, festen Strichen auf dem Papier wieder. Sie hatte den Künstler entzückt und den Menschen begeistert, diese weiße Hand mit ihren ruhigen, vornehmen Linien — es lag so viel Charakter darin! Sie hatte keinen Ring getragen, nur einen prachtvollen, alterthümlichen Armreif, den ihr Vater einmal für schweres Geld von einem Augsburger Karitätenhändler erstanden hatte. Delmont hatte den Reif bewundert, aber auch das feine, runde Handgelenk, das er umschloß! Da waren sie beide, der Armreif und die Hand, wie sie neben ihm auf dem Tisch gelegen hatten, regungslos und doch befeelt!

Der Stift fuhr unruhig auf dem Papier hin und wider, es war, als hätte er Leben bekommen und trachtete nun danach, selbstständig etwas zu leisten . . .

„Nur den Armreif des Kopfes!“ flüsterte der Künstler vor sich hin, abermals zu seiner eigenen Entschuldigung.

Und es trat mit überraschender Schnelligkeit das feine Köpfchen auf dem zierlichen Hals auf, die reizende Biegung des Nackens, an den die goldigen Locken sich schmiegen. Weiter nichts! Das Haupt war ganz abgewendet, nicht einmal das Profil war zu sehen, wie wenn das Bildchen sagen wollte: „Was gehe ich dich an? Und was gehst du mich an?“

Dieser gebieterische Stift! Dies brennende Verlangen, dem stummen, weißen Papier noch mehr zu sagen! Und endlich . . . was war's denn? Er wollte sich, um in der Künstlersprache zu reden, „von einem Eindruck befreien“. — Vielleicht — ganz traute er der Sache nicht! — aber vielleicht „befreite“ er sich wirklich; immerhin konnte er's versuchen!

Da fuhr es wie ein elektrischer Strom in den herrischen, ungeduldigen Stift, und rasch, rasch wie durch Zauber, kam etwas Wunderschönes auf den Karton, ein feines, edles Profil, hinter

dem zierlichen Ohr eine köstliche, voll erblühte La France-Rose, die sich in das seidenweiche Haar schmiegte — dann noch einmal derselbe Kopf, fast ganz dem Beschauer zugewendet, das süße, lächelnde Gesicht, die leuchtenden, klugen Augen, zum Sprechen getreu.

Ego hatte sich hoch emporgerichtet und sah seinem Herrn über die Schulter — seine ernsten Augen schienen zu fragen: „Was thust Du da? Wer ist dies?“

Scuzzend, wie nach überstandener Mühsal, ließ der Künstler seine Hand sinken; er mußte sich gefangen geben, das fühlte er, denn von einem „befreienden Eindruck“ war nichts in ihm zu verspüren — im Gegentheil!

Gut, er war sich klar über sich selbst! Aber das war alles — weiter sollte und durfte nichts folgen. Wie ein fest entschlossener Mann, der ein schweres Opfer auf sich nehmen muß, stand er auf, öffnete ein breites Geheimfach seines Arbeitstisches, legte das Blatt mit den Zeichnungen zu unterst hinein und häufte Papiere, Skizzen, Kartons darüber, schloß ab, steckte den Schlüssel zu sich, zündete ein paar Kerzen auf einem Armleuchter an und stellte das Gas ab. Im Nu lag der mächtige Raum im tiefsten Dunkel, nur im Kamin gaben die langsam verglimmenden Holzblöcke eine rothe gedämpfte Gluth, und die drei Kerzenflämmchen warfen einen ungewissen Schimmer auf die zunächstliegenden Gold- und Brokatstoffe, denen ein schwaches metallisches Funkeln entlockt wurde. Der Neufundländer war aufgestanden, er dehnte seine prächtigen Glieder und gähnte lautlos.

„Ja, Ego, komm', wir wollen zur Ruhe gehen!“

Der Professor wandte sich noch auf der Schwelle zurück und sah nach seinem Arbeitstisch; das Geheimfach war gut abgeschlossen.

Aber wie er eine halbe Stunde später in festem Schlaf in seinem Bett lag, da kam der Traumgott zu ihm und schloß das Geheimfach seines Herzens wieder auf und zeigte ihm Annie Gerold aufs neue, liebreizend und lebensvoll. Da sagte er ein paar halblaute, zärtliche Worte im Schlaf, und Ego, der zu seinen Füßen hingestreckt lag, fuhr in die Höhe und hob den Kopf, wachsam in die dunkle Nacht hinausspähend — er wußte, es nahte sich etwas Fremdes, Ungewohntes, — ein Schmerz für seinen Herrn . . .

(Fortsetzung folgt.)

## Die Ostjaken.

Von Alfred Edmund Brehm.

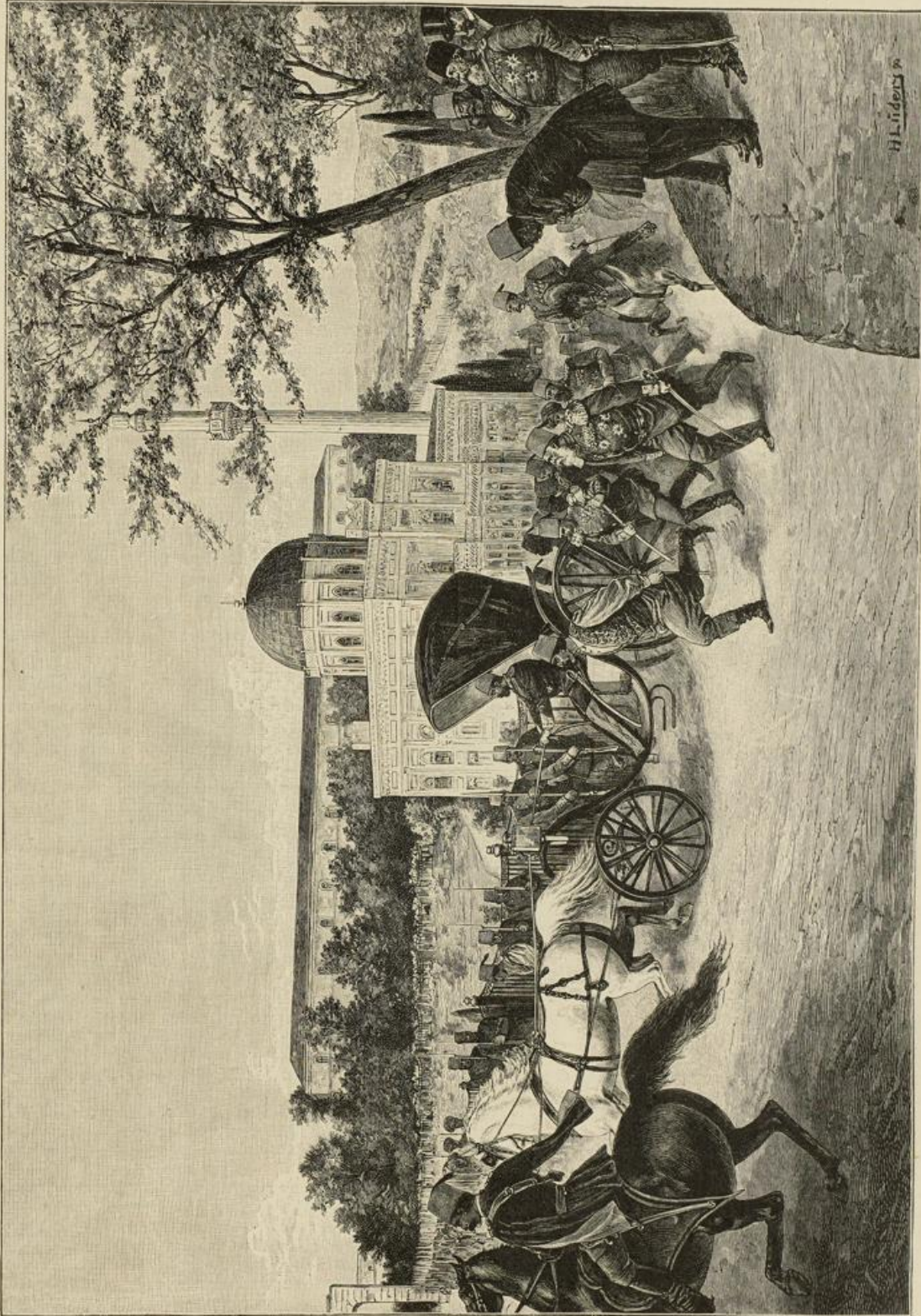
(Fortsetzung.)

Dem Willen des Menschen fügt sich hier wie überall der Hund, aber der Mensch muß sich den Bedürfnissen des Reithieres fügen. Diese Bedürfnisse, nicht der Wille oder die Laune des Hirten, bestimmen das Wanderleben des umherziehenden Ostjaken. Mit Beginn der Schneeschmelze zieht er langsam dem Gebirge zu; mit Beginn der Mückenplage steigt er an den Wänden der Berge aufwärts oder mindestens zu den Rücken der Hügelzüge empor; mit dem Aufhören der Dual, welche freilich auch die freien Höhen nicht gänzlich verschont, kehrt er allmählich wieder in die Tieftundra zurück, um hier, womöglich in der Nähe seines heimatlichen Stromes, den Winter zu verbringen. Dies ist der Kreislauf, welchen er in jedem Jahre zurücklegt, falls nicht das Unglück über ihn hereinbricht, die entsetzliche Seuche ihn heimsucht.

Noch bevor der kurze Sommer einzieht in seine unwirthliche Heimath, noch bevor das erste Wehen des Frühlings sich regt, in einer Zeit, in welcher die starke Eisdecke noch unerschüttert liegt auf dem gewaltigen Strome, seinen Zuflüssen und allen den unzähligen Seen der Tundra, bringen die Reithiere ihre Kälber; es gilt deshalb mehr als je, einen Platz aufzufuchen, welcher auch jetzt den Althieren wie den Kälbern gedeihliche Weide bietet. Zu diesem Zwecke wandert unser Hirt nicht den tiefsten Thälern, sondern im Gegentheil den Höhen zu, von deren Kämmen der tobende Wintersturm so viel als möglich den Schnee weggeweht hat, und schlägt hier seinen Thaum an der geeignetsten Stelle auf. Tage, wochenlang verweilt er hier, bis die freigelegte Reithierflucht ringsum überall aufgezehrt worden ist und auch der breite Fuß des Thiers, welcher den Schnee wegräumt, um zu der von diesem bedeckten Weide zu gelangen, nichts mehr zu Tage fördert. Dann erst bricht er von neuem auf und wendet sich

einer ferneren Stelle zu, welche ähnliche Vorzüge besitzt wie die erste. Auch sie verläßt er nicht früher, als bis er wiederum Weidemangel verspürt; dennoch erfreut er sich einer Zeit, welche er die gute nennen darf. Die Herden weiden jetzt in dichtgeschlossenen Trupps; unter den Hirschen, deren Geweihe eben erst zu sprossen begonnen haben, herrscht tiefster Friede; die Kälber werden von den sorglosen Althieren nicht aus den Augen gelassen; die Herde zerstreut sich weder, noch entfernt sie sich weiter aus der Nähe des Thaums, als der laute Hirtenruf tönt, welcher sie gegen Sonnenuntergang zurückruft. Nachts zwar umschleicht sie der gierige Wolf, welchen der Winter vom Gebirge herabtrieb in die Tieftundra, aber die muthigen Hunde halten scharfe Wacht und wehren dem Räuber; unser Hirt sorgt sich daher ebenso wenig um den Wolf wie um den Winter, welchen er wie alle hochnordischen Völker als die beste Jahreszeit betrachtet. Die noch sehr kurzen Tage werden rasch länger und die Nächte immer kürzer; die Gefahren für seine wehlosen Herdenthiere also geringer. Der Strom wirft seine winterliche Decke ab, mit den in den Steppen des Südens erwärmten Fluthen strömen laue Winde durch das Land; ein Hügelkrüden nach dem andern wird schneefrei, und hier wie im Thale, wo die jungen Knospen üppig schwellen, finden die wetterharten Thiere reiche Weide; die Tieftundra ist zu einem Paradiese geworden in den Augen unseres Hirten. Doch nur kurze Zeit währt sein und seiner Herdenthiere behagliches Leben, die rasch sich hebende und immer länger, immer wärmer strahlende Sonne schmilzt auch in den flacheren Thälern den Schnee, auf den breiten Seen das Eis, thaut selbst die Oberfläche der gefrorenen Erde auf und ruft neben den ersten harmlosen Kindern des Frühlings — Milliarden

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.



Die Rückkehr des Saffians vom Seffantik.  
Zeichnung von A. Gilders.

qualender Mäden, zudringlicher Bremsen zum Leben wach. Nunmehr beginnt die Wanderung wirklich; jetzt zieht der Hirt, in kurzen Tagemärschen zwar, aber doch eilig dem Gebirge zu.

Sobald der Nachthau trocken geworden ist auf Moosen, Flechten, Gräsern und jungen Blättern der Zwerggesträuche, brechen die Frauen den Tschum ab, welchen sie gestern erst errichtet haben, und bepacken die Schlitten. Währenddem jagt der Hirt auf seinem leichtem, mit vier kräftigen Hirschen bespannten Schlitten der zerstreut äsenden oder weidend in Gruppen gelagerten Herde zu, treibt die Thiere zusammen und nach der Lagerstelle, auf welcher seine Familiengenossen bereits zum Empfange gerüstet sind. Ein dünnes Seil, welches die Renthiere nur selten zu überspringen wagen, in den Händen haltend, bilden sie einen Kreis um die Herde; der Hirt begiebt sich, die Fangschlinge in der Rechten, mitten unter die Thiere, wirft den erwählten Hirschen fast unfehlbar die Schlinge um Hals oder Geweihe, fesselt sie, schirrt und spannt sie ein, besieht, daß alle übrigen entlassen werden, besteigt wiederum seinen Schlitten und fährt in der Wegrichtung davon. Alle übrigen Schlitten, gelenkt von den Mitgliedern der Familie, folgen ihm in langer Reihe nach; auch die gesammte freie Herde setzt sich blökend und grunzend und bei jedem Schritte eigenthümlich knadend in Bewegung; die Hunde endlich umspringen, beständig bellend und die zum Umherschweifen geneigten Thiere zusammenhaltend, den ganzen Zug, können es aber doch nicht hindern, daß einzelne Renthiere seitwärts abschweifen und zurückbleiben. Mehr und mehr breitet sich die Herde aus; malerisch schmückt sie alle Höhen umher; von besonders beliebter Aelung festgehalten, verweist sie truppweise hier und da, bis der Hirt mit seinem Adlerblick den ganzen Unfug wahrnimmt, seitlich ausbiegt, in weitem Bogen die Säumigen umfährt und durch das Nachwort seiner Stimme oder durch die Hunde den vorausgezogenen Genossen nachtreibt. Neues, allgemeines Grunzen, lauterer Wellen der Hunde — und dahin wagt die wieder geschlossene Schar, ein wahrer Wald von Geweihen.

Die Sonne neigt sich; die Zugthiere ächzen und stöhnen mit lang aus dem Halse hängender Zunge: es wird Zeit, ihnen Ruhe zu gönnen. In geringer Entfernung, neben einem der zahllosen Seen, hebt sich ein flach gewölbter Hügel; ihm wendet der Hirt sich zu; auf der Höhe desselben bringt er sein geweihtragendes Gespann zum Stehen. Ein und der andere Schlitten langt dort an; die freie Herde erscheint ebenfalls, begiebt sich jedoch sofort auf die Weide, und die entschirrten Zugthiere folgen nach. Die Frauen wählen eine geeignete Stelle zur Errichtung des Tschums, stellen die Stangen im Kreise auf und umkleiden sie mit dem Rindennamantel; der Hirt aber geht mit seiner zum Gebrauche fertigen Wurfleine unter die Herde, wählt sich kundigen Auges einen jungen feisten Hirsch und wirft ihm die Schlinge über. Vergeblich versucht der Hirsch sich zu befreien, er muß dem Fänger bis in die Nähe des inzwischen aufgestellten Tschums folgen. Ein Weithieb auf den Hinterkopf wirft das Opfer zu Boden, ein Messerhieb ins Herz endet sein Leben. Zwei Minuten später ist das Thier bereits gehäutet, aufgebrosen und kunstfertig ausgeweidet; eine Minute darauf tauchen alle rasch versammelten Familienglieder die in Streifen zerschnittene Leber in das in der Brusthöhle zusammengestoßene Blut und das „blutige Mahl“ beginnt. Im Kreise um den noch lebenswarmen Hirsch hockend, schneiden sich die Schmausenden Rippen oder Stücke von den Rücken- und Schenkelmuskeln ab; die Lippen röthen sich, ein und der andere Blutstropfen fließt an ihnen herab, über Kinn und Brust; die Hände färben sich ebenfalls, beschmierern, triefend von Blut, auch Nase und Wangen, und blutige Gesichter starren dem verwunderten Fremdling entgegen. Die Hunde aber sitzen lauernd hinter den Essenden und schnappen die abgenagten Knochen auf, welche man ihnen zuschleudert. Gesättigt erhebt sich ein Mahlgenosse nach dem andern, wischt sich die blutige Hand am Moose ab, reinigt das Messer in gleicher Weise und begiebt sich sodann in den Tschum, um hier behaglich zu ruhen. Die Hausfrau aber füllt den Kochkessel mit Wasser, legt sodann so viel Fleisch von dem halb aufgefressenen Thiere in den Kessel, als dieser fassen kann, und zündet Feuer an, um den Nachtimbiss zu bereiten.

Währenddem hat der Hirt sein Obergewand abgeworfen und sich selbst so dem Feuer genähert, daß die Flamme mit voller Wirkung gegen den entblößten Oberleib strahlen kann. Er fühlt

sich höchst behaglich und denkt an neuen Genuß. Ein wunderlicher Krauz, welcher in seiner Gesellschaft dem Gebirge zuzieht, ein Deutscher seines Herkommens, hat ihm nicht allein Tabak, ein wahrhaft entseeliges Kraut allerdings, aber ein sehr kräftiges Kraut, sondern auch einen großen Bogen Zeitungspapier geschenkt. Von diesem reißt er bedächtig ein viereckiges Stück ab, dreht es zu einer kleinen spitzen Düte zusammen, füllt diese mit dem Tabak, knickt sie in der Mitte, und das Pfeifchen ist fertig, brennt auch einen Augenblick später trefflich und riecht so vorzüglich, daß seine Gattin die Küstern weit und nach demselben Genuße verlangt, auch ihren Wunsch sofort erfüllt sieht. Reihum wandert das Pfeifchen, und jedes Familienglied erkrent sich der Labung.

Doch im Topfe beginnt es zu brodeln; die Abendkost ist fertig geworden und alle „erheben die Hände zum Ieder bereiteten Mahle“. Dann tritt der Hirt vor die Thür des Tschums, stößt mit langgezogenen Lauten einen weißhallenden Ruf aus, versammelt durch ihn für heute zum letztenmal die unrubige Herde und kehrt befriedigt in den Tschum zurück. Hier hat unterdessen die Frau das Mädelzelt aufgeschlagen, und wenige Minuten später verkündet lautes Schnarchen, daß die ganze Familie den Schlaf der Gerechten gefunden hat.

Am nächsten Morgen beginnt derselbe Tageslauf, und so geht es weiter, bis die Höhen des Gebirges längeres Rasten und Verweilen auf einer und derselben Stelle gestatten. Der oben sehr zeitig fallende Schnee mahnt bereits im August zur Rückkehr, wiederum beginnt die Wanderung und führt, jetzt nur langsamer und gemächlicher, Hirt und Herden nach der Tiefe zurück.

Mit dem Schwinden des Eises beginnt auch die Thätigkeit der ostjakischen Fischer am Strom. Viele dieser Fischer arbeiten im Solde oder doch in Gemeinschaft der Russen, andere verhandeln nur einen Theil des Ueberflusses ihres Fanges an diese und fischen auf eigene Rechnung. Unmittelbar nach dem Eisgange stellen die einen ihren Tschum neben den Fischerhütten der Russen auf oder beziehen die andern ihre hart am Strome gelegenen Sommeransiedelungen, Blockhäuser einfachster Bauart. Da, wo ein Fluß in den Strom mündet, sperrt man ihn durch einen Baum, welcher nur einen Durchgang enthält; bei tieferem Wasserstande stellt man Reusen und legt Grundangeln; außerdem fischt man nur mit dem Zugneze und Schleppeze.

Kege Thätigkeit herrscht auf allen Fischplätzen, wenn es guten Fang giebt. Ueber der Oeffnung des Zaunes hoden auf schwankendem Gerüst halberwachene Jungen, eher Knaben als Männer, und sehen scharf in die trüben Fluthen unter sich, um zu erfahren, ob Fische einlaufen in das von ihnen gehaltene, den Durchgang schließende Netz, heben dasselbe von Zeit zu Zeit mit der gefangenen Beute auf und entleeren seinen Inhalt in ihre kleinen Boote. Die Männer fischen auf einer Sandbank gemeinschaftlich mit dem Zugneze oder auf seichteren Stellen des Stromes mit dem Schleppeze. Nachmittags oder gegen Abend kehren die Fischer heim und theilen jeder Haushaltung ihr Maß von der Beute zu. Am nächsten Morgen beginnt die Wirkfamkeit der Frauen. Einzeln oder in Gruppen hoden sie um große Fischhausen, jede mit einem Brett und einem scharfen Messer ausgerüstet, um die Fische zu entschuppen, auszunehmen, zu theilen und auf lange, dünne Stöcke zu spießen, welche dann an den Trockengerüsten zum Dörren aufgehängt werden. Geschickt und sicher geführte Schnitte öffnen die Bauchhöhle des Fisches und trennen seine seitlichen Muskeln von der Wirbelsäule, einige Handgriffe mehr die Leber und die übrigen Eingeweide von Kopf und Gerippe und den werthvolleren Seitentheilen des Leibes. Eine Leber nach der anderen gleitet über die schlürfenden Lippen; denn die Frauen sind noch nüchtern und nehmen als Vorpreise den Lederbissen zu sich. Kezt sich der Magen doch noch, so wird ein Fisch entschuppt, ausgenommen und in lange Streifen getheilt, das Ende eines solchen in das aussickernde Blut getaucht, also gewürzt in den Mund gesteckt und mit raschem, von unten her hart an der Nasenspitze vorbeigehendem Schnitte ein mundgerechter Bissen nach dem andern abgetrennt. Die Kinder, die sich um die arbeitenden Mütter einfinden, erhalten je nach ihrer Größe Leber- oder Muskelstreifen; vierjährige führen auch das Messer beim Bissenvertheilen bereits ebenso geschickt wie die Alten, welche sich auch Renthierfleischstreifen in dieser Weise zerstückeln. Bald glänzen die Gesichter der Mütter wie der Kinder von Fischblut und Leberthran, die Hände von anklebenden Fischschuppen.

(Schluß folgt.)

## Sängertage in der Kaiserstadt Wien.

Mit Zeichnungen von E. Rybkowski.

Glänzend ist es verlaufen, das IV. deutsche Sängerbundesfest in Wien; es hat die Erwartungen der Wiener wie diejenigen der Gäste weit übertroffen. Vor allem ist die Theilnahme der fremden Sänger eine viel größere gewesen, als man vorausgesetzt hatte; denn man war auf etwa 10 000 Gäste gerüstet, und es sind wohl mehr als 15 000 deutsche Sangesbrüder gekommen. Die in dem Prater auf der sogenannten „Feuerwerkswiese“ erbaute Sängerkonzerthalle hatte einen Fassungsraum für 20 000 Menschen; sie hätte aber doppelt so groß sein müssen, um alle Einlassbegehrenden aufzunehmen.

Diese Sängerkonzerthalle, vom Architekten und Stadtzimmermeister Hermann Otte entworfen und errichtet, bildete den gelungensten Holzbau, den wir jemals zu sehen Gelegenheit hatten. Trotz der riesigen Spannweite — die Länge betrug 160 Meter, die Breite 56 Meter und die Mittelhöhe 23 Meter — konnte der Architekt doch auf Säulenstützen verzichten, so daß die Decke sich völlig frei und in schöner Vogellinie über den ganzen Raum wölbte. Das Ganze erhielt dadurch trotz seiner gewaltigen Ausdehnung ein freundliches, luftiges, leichtes Gepräge. Glücklicherweise hatte der Baumeister in der Festhalle auch eine ausgezeichnete Akustik erzielt. Denn wenn die Schönheit der Verhältnisse und die Zweckmäßigkeit der Einrichtung ganz des Erbauers Verdienst waren, so wäre es nicht seine Schuld gewesen, wenn sich die Schallwirkungen in dem riesigen Raume ungünstig gestaltet hätten. Die Gesetze der Akustik sind eben heute noch nicht genau festgestellt.

Die Tribüne für die Sänger, welche terrassenförmig angelegt war, gab für etwa 8000 Menschen Raum, und so viele haben sich sicherlich auch auf dem Podium vereinigt, als es galt, die Gesammtvorträge unter der Leitung Eduard Kremers und Franz Wairs zur Ausführung zu bringen. Die Wirkung dieser großen Aufführungen war eine überwältigende, veranschende; sie gereichte den Tausenden von Sängern, welche dem Takstok des Dirigenten zu gehorchen wußten, und den beiden Chormeistern selbst im gleichen Maße zur Ehre. Unsere Abbildung (S. 621) zeigt die Sängerkonzerthalle während einer solchen Aufführung mit der großen Tribüne und der gegenüberliegenden Hofloge; und als verbindenden Schmuck

hat unser Zeichner die Kolossalfigur des „Gesangs“ verwendet, welche sich neben derjenigen der „Musik“ über dem Haupteingang der Festhalle erhob. Die beiden Gestalten waren von dem Bildhauer Hans Pöndl nach den Angaben des Erbauers der Festhalle entworfen und ausgeführt worden.

Trotz der großartigen Vorbereitungen und des gewaltigen Aufwandes an Arbeit, Mühe und Geld — die Festbauten allein haben nahezu 70 000 Gulden gekostet — wollten wenige Tage vor dem Beginne der Feier viele noch nicht recht an das Zustandekommen echter Festesfreude glauben. „Die Zeiten sind zu schlecht!“ „Die sommerliche Hitze hält die meisten Leute von Wien fern“, solches und ähnliches konnte man reden hören.

Doch diejenigen, welche in den gastfreundlichen, deutschen Sinn der Wiener festes Vertrauen setzten, haben sich nicht getäuscht. Am Tage von Maria-Himmelfahrt (15. August) hat das Sängerbundesfest seinen glorreichen Anfang genommen, und schon die großartige Theilnahme an dem feierlichen Einzugszug hat auf jeden Unbefangenen einen geradezu erheben den Eindruck gemacht. Nachdem die Eisenbahnlinien noch im Laufe des Vormittags Hunderte und Tausende von Sängern und Sangesfreunden nach Wien gebracht

hatten, welche man theils zu Fuß, theils im Fiaker, im Omnibus und in der Trambahn durch die Straßen ziehen sah, legte die Stadt ihr Werktagsgewand beiseite und kleidete sich in feierlichen Flaggen und Schminke. Der Himmel schien dem Unternehmen seine volle Gunst zu schenken; denn nachts hatte ein heftiger Regen die glühende Hitze der Vortage abgekühlt, die Sonne lachte freundlich und milde, der ganze Himmel strahlte helle Freudenfreude.

Nachmittags um 2 Uhr begann die Aufstellung des Festzugs bei dem neuen Rathhaus, und der Bundesvorstand, Rechtsanwalt Dr. Beck von Nürnberg, übergab das Banner des deutschen Sängerbundes der Stadt Wien, damit es „leuchte und flattere in der herrlichen Stadt als ein Zeichen des unzerrissbaren Bandes, das alle deutschen Sänger, alles Volk deutscher Nation vereinigt!“

Danach übernahm der Bürgermeister von Wien, Dr. Prig, die Bundesfahne, und als dann zwei holde Frauen Wiens, die Gattin des Dr. Prig und Frau Anna Geitler, das Banner unter sinnigen



Festwagen der „Austria“.

Festwagen der „Vindobona“.

Worten mit Widmungsschleifen zierten, die erste im Namen der Frauen und Mädchen Wiens, die zweite im Namen der Wiener „Frauen- und Mädchen-Ortsgruppe des Deutschen Schulvereins“, da war der Jubel ein unbeschreiblicher. Die Theilnehmer am Festzuge bedurften dieser gehobenen Festesstimmung, denn es war keine Kleinigkeit, den ermüdenden Marsch vom Rathhause bis in den Prater, der fast vier Stunden währte, wohlgemuth zu bestehen. Eine materielle Stärkung fehlte leider den meisten: die Gasthäuser in der Nähe des Rathhauses waren schon einige Stunden vor Abmarsch des Zuges — ausverkauft. Doch die Mühen und Anstrengungen des Tages werden vergessen werden; der erhebende Eindruck, welchen die herzliche, jubelnde Begrüßung von seiten der Wiener hervorgerufen hat, wird in der Erinnerung fortleben!

Denn zu einem wahren Triumphzuge des deutschen Sanges

hat sich dieser Marsch in den Prater gestaltet. Die ganze Breite der Ringstraße war dicht gefüllt von Männern und Frauen, welche in nie erlahmender Begeisterung die fremden Sänger mit Hochrufen empfangen. Der Zug ging an Baumreihen vorüber, hinter welchen die majestätischen Paläste emporragten, und die Befürchtung der Veranstalter, daß auf der breiten Ringstraße die Fühlung zwischen Wienern und Fremden, zwischen Festtheilnehmern und Zuschauern verloren gehen würde, war durchaus unbegründet. Man muß vielmehr den Behörden dafür Dank wissen, daß sie den

Durchzug durch die innere Stadt verboten haben; denn abgesehen davon, daß viele Unglücksfälle in den Engpässen des alten Wiens unvermeidlich gewesen wären, hätte sich auch der Festesjubel bei solchem Platzmangel unmöglich so großartig entfalten können, als es wirklich geschehen ist. Man sah fast kein Haus, von dessen Fenstern nicht freundliche Grüße winkten, und auch die Fenster der öffentlichen Gebäude, z. B. diejenigen der Hofmuseen, waren von Zuschauern dicht besetzt. Ja selbst von dem Gerüste der im Bau begriffenen neuen Hofburg wurden Tücher geschwenkt, und von dem Triumphbogen des Burgthores, einem Theile der ehemaligen Bastei, grüßten zahlreiche Wiener ihre deutschen Gäste.

Die Ordnung, welche die Bevölkerung bewahrte, war eine musterghältige, ohne daß man es nothwendig gehabt hätte, Schranken zu ziehen, ohne Aufwendung von Militär, ja fast ohne Polizei, die erst im letzten Augenblick aufzog, um für den Festzug Raum zu schaffen.

Da Makart nicht mehr am Leben ist und unser Jahrhundert keinen zweiten Farbenzauberer seines Ranges besitzt, konnte der Sängeresfestzug nicht eine gleiche Augenweide werden, wie ihn Makarts Huldigungsfestzug zu Ehren der Silbernen Hochzeit des österreichischen Kaiserpaars geboten hat. Aber jedenfalls war es ein glücklicher Gedanke der Veranstalter, den von Rud. Wehr entworfenen Eisenbahnwagen aus dem Makartschen Festzug auch hier zu verwenden. Derselbe eröffnet, mit vier prächtigen Pferden bespannt und mit blumengezierten weiblichen Gestalten geschmückt, die unabsehbare Reihe der unzähligen Sängervereine und -bände, von denen einzelne ihre eigenen Musikkapellen, alle ihre Standarten und Fahnen mit sich führen. Einzelne Bundesabzeichen sind so schwer, daß sie im Fiaker gefahren werden müssen, andere werden

von Fahnenjüngern buchstäblich im Schweisse ihres Angesichtes getragen. Man kann sogar die lebenswürdige Scene beobachten, daß ein freundlicher Sangesbruder dem geplagten Fahnenträger, welcher keine Hand frei hat, die perlenden Tropfen von der Stirn wischt! Große Heiterkeit erregen der Berliner Bär, der Nürnberger Trichter und die unter grünweißen Sonnenschirmen gehenden 14 Sänger aus Würzen. Ein Herold und sechs Knappen reiten dem Wagen der „Windobona“ voraus, der mit wunderschönen Frauen besetzt ist. Nicht minder reizvoll aber sind die Insassen des Wagens der „Austria“ und „Germania“. Beim Nahen der süddeutschen Sänger erhöht sich der Jubel der Bevölkerung, und er steigt auf die Spitze, als die Amerikaner mit ihrem Sternenbanner herannahen. „Ein Hoch der schönen Stadt Wien!“ ruft einer der Gäste, und ein vieltausendstimmiges Echo beantwortet den liebevollen Gruß. Helle Bewunderung erwecken — beim Wagen „Germania“ — die alten Deutschen, die in glaubwürdigster Weise Gestalten aus dem Nibelungenliede verkörpern.

Der herzlichsten Huldigung hat sich auch der Bürgermeister zu erfreuen, welcher im Galawagen der Stadt Wiendahinfährt. Eine lange Reihe von Fiakern, fast durchweg mit reizenden Pferden bespannt, schließt sich an den städtischen Galawagen an; einzelne Herren pflügen von der Bekrängung ihres Wagens Rosen und werfen sie in die Menge — ein kleiner Zug, der den herzlichen Charakter der Wiener kennzeichnet!

Den Schluß machen die Prinzwagen der Wiener Vereine; besonderen Beifall finden das „Donauweibchen“ und das Sechsgespänn des Wiener Männergesangsvereins. Derselbe macht vor der Oper Halt, um dem Direktor Jahn, der auf der Loggia den Zug mitansieht, seine Huldigung darzubringen.

Sechs Sicherheitswachen zu Pferde schließen den Zug ab, dessen Vorbeimarsch fast volle drei Stunden gedauert hat, und dessen letzte Glieder erst um 8 Uhr in die Sängeresfesthalle des Praters gelangen.

Der trinkbare „Sängerwein“, der dort unten beim „Minnesänger“ fließt, und der edle Schwechater Stoff, der bei der „Sängertoni“ geschenkt wird, erfrischen gar rasch die müden Glieder. Unser obenstehendes Bildchen vereinigt die Darstellung der beiden Augenblicksgasthäuser, welche wahrscheinlich schon wieder vom Erdboden verschwunden sein werden, wenn diese Zeilen in die Hände des Lesers gelangen. Ein sichtbares Andenken aber wird uns in dem Gemälde erhalten bleiben, welches der volksthümliche Wiener Künstler J. M. Kupfer „Sängertoni“ getauft hat und von welchem der Bierschant des Festplatzes seinen Namen ableitet. Kupfers „Sängertoni“ wird zwar wohl niemals so populär werden wie Kaulbachs „Schützenlied“, sie ist aber doch ein recht flott, naturwüchsiges und dabei anmuthiges Frauenzimmer.

Selbstverständlich vereinigte noch am selben Abend die Festhalle, auf deren Galerie sämtliche Banner und Fahnen aufgestellt wurden, viel tausend sangesfreudiger Gäste, die in immer höher schwellender Begeisterung deutsche Lieder erklingen ließen und sich schließlich zu einem weisevollen Vortrage der österreichischen



Bierhalle zur „Sängertoni“.

Wein- und Bierhalle zum „Minnesänger“.





Die Sängerkhalle von der Südseite.  
Das Innere der Sängerkhalle während der ersten Aufführung.

Volkshymne vereinigt. Große Wirkung machten die Worte des amerikanischen Bectreters, der mit seiner mächtigen Stimme den Riesensaal ganz erfüllte. Und seinen Höhepunkt erreichte der Festesjubiläum, als das Telegramm verlesen wurde, in dem Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha, einer der deutschesten unter den deutschen Fürsten, den Sängerbund begrüßte und seine Zuneigung für denselben ausdrückte.

Der zweite Festtag war vornehmlich künstlerischen Zwecken gewidmet. Am Vormittag hielten die Chormeister Kremser und Mair ihre Proben ab und stellten durch ihre künstlerische Gewissenhaftigkeit gar hohe Ansprüche an die Ausdauer und Geduld der Sänger. Daß ein achtausendstimmiger Chor nicht achtzig Mal stärker und voller klingt als ein hundertstimmiger, daß die Wirkung nicht in gleichem Maße sich verstärkt, als die Zahl der Sänger zunimmt, ist eine alte Erfahrung. Trotzdem war die Wirkung eine eigenartig große, und jeder Theilnehmer würde es wohl sehr bedauern, wenn er diesen seltenen Genuß verabsäumt hätte.

In dem allgemeinen Sängerkriege, der sich an die Gesamtauführung angeschlossen, bestanden zwar die Deutschen, insbesondere die Königsberger, sehr ehrenvoll; den Sieg aber errang sich doch der Wiener Männergesangsverein, dessen echt österreichische Innigkeit und Herzlichkeit im künstlerischen Vortrage unerreicht bleibt. Auch

Sofolge.

Dirigentenpfaß.

Die Sängerkhalle von der Ostseite.

die österreichische Militärmusik feierte (unter Komzaks Leitung) große Triumphe. Die ersten Vorträge fanden allgemeine Anerkennung und die volkstümlichen Weisen entzückten rauschenden Beifall.

Ein feierlicher Kommerz beschloß den zweiten Festtag. Wie durch Zauber waren ein Theil der Bänke wieder in Tische verwandelt, und bei Speise und Trank erquickten sich die Kehlen. Den Gastgebern zur Ehre ertönte wiederum die „Volks hymne“, den deutschen Gästen zuliebe das „Heil Dir im Siegerkranz“, und zur allgemeinen Freude „Das deutsche Lied“. Durch die feierliche Begrüßungsrede des Bürgermeisters Dr. Frey, welcher das Deutschthum Wiens betonte und die österreichischen Deutschen mit den Gliedern einer großen Familie verglich, die sich ein eigenes Heim gegründet haben — durch diese Rede hat der zweite Festtag eine erhöhte Bedeutung erhalten.

Der dritte Festtag fiel mit dem Sonntag zusammen und brachte Menschenmassen in den Prater, wie sie derselbe seit mehr als einem Jahrzehnt nicht mehr gesehen hat. Der zweiten Hauptaufführung, die nicht minder würdig verlief als ihre Vorgängerin, wohnte der Erzherzog Carl Ludwig als Vertreter des Monarchen bei, welcher letzterer außerdem den Sängern telegraphisch seinen kaiserlichen Gruß entbieten ließ. Auch die Erzherzöge Wilhelm und Rainer, der Ministerpräsident Graf Taaffe, der Kultusminister Dr. Baron v. Gautsch, der Handelsminister Marquis Bacquehem und der Justizminister Graf Schönborn waren zur Begrüßung der Säng-

erschienen. Der Bundesvorstand, Dr. Bock aus Nürnberg, brachte in einer bedeutenden Rede ein Hoch aus auf den Kaiser Franz Joseph, der zu Napoleon die stolzen Worte gesprochen: „Sire, ich bin ein deutscher Fürst!“ Dieser Ansprache folgte unbeschreiblicher Jubel, der sich abends beim Kommerz stürmisch erneuerte, als der Wiener Vicebürgermeister Dr. Borschte hervorhob, daß man am Vorabend von des Kaisers fechtigstem Geburtstag stehe. Der Reichsrathsabgeordnete Dr. Weitlof sprach einige markige Worte zu Ehren des deutschen Kaisers. Ein dreifach donnerndes Hoch erfüllte die Halle, und mit nicht minder herzlicher Begeisterung als die österreichische Volks hymne wurde das „Heil Dir im Siegerkranz“ gesungen.

Der vierte und letzte Festtag endlich war eine große Freude. Die Sänger hatten ihren Beruf vergessen, der Tag gehörte ganz der Geburtstagsfeier des Kaisers Franz Joseph. Die mächtige Halle war ihres Bannerschmuckes schon zum Theil entkleidet und auf dem Festplatz waren die schaulustigen Wiener in der Ueberzahl, während sich die Sänger im nahen Parke der land- und forstwirtschaftlichen Ausstellung an der herrlichen Festbeleuchtung und an einem Feuerwerk ergötzen. Den würdigen Abschluß aber fand das Sängerkfest am Abend dieses Tages, als die Etschke Niesenhalle von den Klängen der Volks hymne erdröhnte, die unter heißen Segenswünschen für den Kaiser aus zwanzigtausend Kehlen emporsieg. Gerhard Hamberg.

## „Deutsche Art geht über alles.“

Ein Nachklang vom deutschen Sängerbundesfest in Wien.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Das war einmal, wie wenn es wieder klang  
Aus eines Wunderbornes tiefsten Eies,  
Wie wenn erwacht der Töne Meister riesen  
In siegesfreud'gem Auferstehungsdrang! —  
Das war ein Singen nicht der Lust allein,  
Der leichten, die, was flüchtig sie geboren,  
Im Wechselspiel des Lebens giebt verloren:  
Es war des Schönen ew'ger Wiederkehr!

Du hast bereitet die ein leuchtend Fest,  
Deß Nachklang nimmer wieder wird verhallen  
In ihnen, die du sahst so freudig wallen  
Aus Nord und Süd, vom Ost und fernen West —  
Germanka, du sahst sie all mitsammen  
In einem Glauben, einer Liebe Brunn.  
Genährt, gesäugt durch deine Himmelskunst,  
Die stets dir schuf die reinsten Opferkammern.

Und du, o Stadt der Minne, Stadt des Weins,  
Du hort alleit des edlen Sängerkhumes,  
Den goldnen Blättern deines alten Ruhmes  
Hast jugethan du heute wieder ein. —  
Ob auch schon fern, dir bin ich ewig nah;  
O daß mein Lied dich recht zu preisen wüßte,  
Es klänge fort von Pregel's nord'scher Küste  
Hinüber bis zur blauen Adria.

Was hast du uns nicht gastlich-froh beschert! —  
In deinem Haus, in deinen wonn'gen Auen,  
In deinen holden, wunderfel'gen Frauen  
Laud ich so manchen alten Spruch bewährt. —  
O hält er selber es an uns gewahrt,  
Der große Sänger solcher Augenfreude,  
Noch heut rief Walter von der Vogelweide:  
„Goch über alles geht dort deutsche Art.“

Karl Südiger (Hiltfer).

## Ein Mann.

Roman von Hermann Heiberg.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

(10. Fortsetzung.)

Als Graf Snarre am Abend dieses Tages in seinen Gasthof zurückgekehrt war und sich zu Bett begeben hatte, vermochte er nicht gleich einzuschlafen. Dinas Bild drängte sich in seine Gedanken, und er ging ernsthaft mit sich zu Rathe, ob er nicht gleich am andern Morgen bei Frau Ericus um die Hand ihrer jüngeren Tochter anhalten sollte. Es war bei einem Manne wie Snarre natürlich, daß er trotz seiner starken Leidenschaft noch einmal alles, was für und gegen diese Verbindung sprach, in kühler Ueberlegung zog. Eine Bürgerliche zu heirathen, war ihm im Grunde genommen keineswegs erwünscht. Er fürchtete zwar nicht, daß die Welt es an schuldiger Achtung vor seiner Gemahlin fehlen lassen würde, aber die meisten seiner Standesgenossen würden sich doch stets erinnern, daß die Gräfin Esbern-Snarre eine Ericus gewesen. Snarre würde vermöge seines Reichthums und seines Namens sogar ein Recht gehabt haben, die Hand nach einer Dame fürstlichen Geblüts auszustrecken. Der Verkehr mit dem Hofe würde ihm sicher bei einer Ehe mit Dina abgeschwitten, ein solcher in seinen Kreisen mindestens erschwert werden. Daß Dinas Mutter allem schleswig-holsteinischen Adel entstammte, giück den Mangel nicht aus. Dinas

Jugend und Schönheit blieben die einzigen Anziehungspunkte. — Aber wollte er denn, fragte sich Snarre wieder, eine Heirath um anderer willen schließen, oder sich um seiner selbst willen vermählen?

Das Endergebniß aller seiner Ueberlegungen lief doch darauf hinaus, daß er Ernst machen wollte, wenigstens in dem Augenblicke konnte er sich nicht denken, daß er ohne dieses kluge und lebenswürdige Geschöpf würde leben können. Jede, unbedeutend erschienen ihm alle anderen jungen Damen seiner Bekanntschaft. Es waren Marionetten in seinen Augen, nichts anderes. —

Auf den folgenden Tag war ein großes Fest beim Oberpräsidenten angesagt, und auch Snarre, der diesem und einigen andern hervorragenden Persönlichkeiten der Stadt seinen Besuch gemacht hatte, war dazu geladen.

„Ich freue mich,“ begann Dina nach Tisch, „daß wir heute abend etwas Abwechslung haben. Ich werde mich sehr schön mit den herrlichen Blumen ausnehmen, die Sie die Freundlichkeit hatten, mir zu senden. Ist es wirklich möglich, dergleichen in Kiel zu erhalten?“

„Nicht in Kiel, meine liebenswürdige und genügsame Freundin, sondern in Berlin,“ entgegnete Snarre lächelnd.

„Ja, natürlich, das hätte ich mir selbst sagen können! Sie müssen immer einen besonderen Zauberstab in Bewegung setzen, Erlaucht. Wie glücklich muß man sein, stets ein Tischtchen deckt dich! mit sich in der Westentasche herumzutragen!“

„Jedenfalls recht beschwerlich, wenn zutreffend,“ entgegnete Snarre launig. „Aber ich muß doch beides bestreiten.“

„Beides bestreiten? Ich bitte! Ich verstehe nicht —“

„Erstens, daß ich einen Zauberstab überhaupt besäße, und ferner, daß mich sein Besitz besonders glücklich machte. Wir Art Menschen sind etwas abgestumpft, so sehr wir uns gegen diese Erkenntniß sträuben. Sie trennen sich zum Beispiel auf die Gesellschaft beim Oberpräsidenten, ich empfinde solche Einladungen als eine Last.“

„Tawohl, weil Sie zu viel verlangen, weil Sie ohne besondere Beachtung sich nicht behaglich fühlen. Ihnen, Erlaucht, müßte einmal etwas wirklich Schweres in den Weg treten. In die stille Wasserfläche Ihres Glases müßte ein Stein hineinfallen, damit Sie den Gegenstand kennenlernten.“

„Glauben Sie, ich erhöhe mich nur morgens von meinem Lager, um aus den Händen festlich geschmückter Pagen Geschenke der Glücksgötter entgegenzunehmen? Sie irren! Augenblicklich beschäftigt mich zum Beispiel eine Angelegenheit in sehr ernsthafter Weise. Ich finde gar keinen Ausweg.“

„Schlagen Sie das Auskunftslexikon für alle Stände in zwanzig Bänden, herausgegeben von Dina Ericus, unverechlichter Bürgers-tochter (wie die Oesterreicher sagen) auf, da wird Ihnen Antwort.“

Snarre lachte. „Gut, helfen Sie mir die Limforder Werke verkaufen. Die sind es, die mir Alptrüben machen. Ich habe nichts als Unannehmlichkeiten davon — verzeihen Sie, das bedeutet keinerlei Vorwürfe gegen die einstigen Besitzer — und jetzt, da Herr von Allen mich verlassen wird, bin ich erst recht rathlos!“

„Herr von Allen wird Sie verlassen? Mag er nicht mehr auf Limforden sein?“ stieß Dina mit naiver Lebhaftigkeit heraus. „Er mag wohl, aber ich mag ihn nicht!“ warf Snarre etwas hochmüthig hin.

„Haben Sie Unfrieden gehabt?“

„Allerdings!“

„Dann sind Erlaucht sicher der schuldigere Theil! — Bitte um Verzeihung für diese unbescheidene Rede —“ fragte Dina rasch hinzu, als sie sah, daß Snarre ihre Worte durchaus nicht so gutgetaunt aufnahm, wie sie es erwartet hatte. Snarre vermochte in der That eine leichte Bestimmung nicht zu beherrschen und sagte etwas schroff:

„Weshalb, meine schöne Gnädige, nehmen Sie ohne weiteres, ohne Einbild in die Verhältnisse an, daß ich der Schuldigere bin? Sie scheinen wirklich zu glauben, ich besäße nur eine gewisse äußerliche Wohlerzogenheit und wollte in Wirklichkeit nichts von der Morallehre wissen, die uns vorschreibt, unseren Nebenmenschen auch menschlich zu begegnen!“

„O nein, Erlaucht. Aber da Sie meine scherzhafteste Aeußerung so ernsthaft nehmen, so gestatten Sie mir, ernsthaft darauf zu antworten. Wir stehen ja keine erheblichen Erfahrungen zur Seite, aber die Natur gab mir, glaube ich, gesunden Blick und Einsicht genug in das, was sich mir im Leben entgegengestellt hat. Wenn ich sagte, Sie seien schuld, so war es nur in dem Sinn gemeint, als ich überzeugt bin, daß nicht die geschäftlichen Angelegenheiten allein zu einem Zerwürfniß Veranlassung gaben, sondern daß Allen durch die überlegene Art verletzt worden ist, mit der Sie ihm begegneten. Einen Tadel ohne diese Beimischung hätte er ruhig hingenommen!“

Snarre sah mit Erstaunen auf das kleine Mädchen, das in so wohlgefügter Rede ihn abermals so richtig schilderte. Aber diesmal war er nicht verletzt, ja, seine an Gereiztheit streifende Empfindlichkeit war verschwunden. Er fühlte, daß Dina einen guten Einfluß auf ihn auszuüben vermöge, und er lehnte sich keineswegs dagegen auf, von ihr eine Zurechtweisung zu empfangen, sich durch sie zu veredeln. Die Wendung des Gespräches gab ihm auch Veranlassung zu einem raschen Entschluß. Ohne Besinnen sah er Dina mit festem, warmem Blick ins Auge und sagte: „Fräulein Dina, beantworten Sie mir einmal aufrichtig eine Frage: Sind Sie mir ein wenig gut?“

Sie sah ihn ruhig und mit freiberzigem Blick an. „Ja,“ entgegnete sie dann. „Ich bin Ihnen gut, aber nicht dem Grafen

Esbern-Snarre, Erlaucht, wie er sich auf den Pariser Photographien zeigt.“

Nach diesen Worten verbog sie sich mit einer die Feinheit des Gespräches glücklich aufhebenden neckischen Grandezza und — huschte aus dem Zimmer.

Snarre aber schaute ihr nach und bewegte sinnend den Kopf. „Ja, liebt mich nun das verurtheilte kleine Frauenzimmer, oder — oder — liebt sie mich nicht? Der Kuckuck werde aus den Frauen flug!“ murmelte er.

Die Gesellschaft beim Oberpräsidenten machte ihn nicht klüger in dieser Frage. Wie immer bei solchen amtlichen Festlichkeiten, zu denen fast nur die Spitzen der Behörden geladen sind und bei denen jeder peinlich darauf bedacht ist, seiner Würde nichts zu vergeben, ging es auch hier ziemlich steif und langweilig her. Dem Grafen war zudem, als dem vornehmsten der Gäste, die Ehre zu Theil geworden, die Dame des Hauses zu Tisch zu führen, und so war er gerade während des Mahles, also während desjenigen Theils des Festes, der am leichtesten die Gemüther etwas aufthauen und sie den Zwang der vorgezeichneten Formlichkeiten abstreifen läßt, von Dina, die sich in einem Kreis junger Offiziere herrlich zu unterhalten schien, getrennt.

Bergebens suchte er aus der Ferne auch nur einen freundlichen Blick zu erhaschen; Dina schien, ganz der Unterhaltung mit ihren Nachbarn hingegeben, seine Anwesenheit völlig vergessen zu haben, und als die Tafel endlich aufgehoben wurde, entschwand sie ihm in den Wogen des Tanzes, während er sich mit der Präsidentin an einem Whistisch niederließ.

Als es ihm später gelang, der Entschwendenen doch noch habhaft zu werden, machte er ihr aus seiner Bestimmung über ihre Gleichgültigkeit kein Hehl. Wie erhaunte er aber, als ihn die großen Kinderaugen, die sonst so fröhliche Blitze schossen, mit einem Ernst ansahen, den er ihnen nie zugetraut hätte! Und wie ganz anders klang die Stimme, als sie ihm antwortete:

„Sie fragten mich heute nachmittag, ob ich Ihnen gut sei, Herr Graf! Ich erwiderte mit einem Ja.“ Da sprach aus Ihnen der Mensch, nicht der Graf Snarre, der als selbstverständlich annimmt, daß er stets siegen muß, wenn er darauf ausgeht. War diese eheliche Antwort nicht genügend? Hundert Augen beobachteten uns, die nichts lieber erspähen möchten als etwas Häßliches, mit ihren Voraussetzungen sich Deckendes, also in diesem Falle: Graf Snarre ist täglicher Gast im Ericus'schen Hause, und das hat doch etwas sehr Auffallendes und wirkt doch ein sehr eigenthümliches Licht auf die Frau Ericus. Ja, Herr Graf, so urtheilen die Menschen, wir haben Beweise dafür! — War da ein Austausch von Blicken am Plage, ja, war es nicht weiß gehandelt für alle, ich sage, alle Theile, daß ich that, wie geschehen? Sie können nichts einbüßen — Sie haben nichts zu verlieren, wohl aber die kleine Ericus. Und nun zürnen Sie mir nicht, daß ich das alles so offen gesagt habe, nicht wahr, lieber Herr Graf?“

„Zürnen? Nein, nein, mein liebes, theures Mädchen!“ rief Snarre fortgerissen. „Wahelich, man kann bei Ihnen in die Schule gehen und lernen, viel lernen. Und sehen Sie, Ihr Takt, Ihre bescheidene und doch so große Klugheit, Ihr Freimuth und Ihre gerade Gesinnung, sie sind es ja, Fräulein Dina, die mich Sie neben all Ihren anderen Vorzügen so —“

Aber Dina unterbrach den Grafen und sah ihn freundlich bittend, ja sogar ein wenig ängstlich an. „Bitte nicht!“ stand in ihrem Auge geschrieben.

Zufällig trat in diesem Augenblick der Herr des Hauses auf Snarre zu, um sein Urtheil über eine Havana cigarre einzuholen, und so wurden sie ohnehin getrennt.

Das große Schreibpult, vor dem Richard Tromholt in seinem Comptoir bei der Zollbude in Kopenhagen saß, war bedeckt mit Schriften, Briefen und Papieren, und in drei Nebenräumen sah man zahlreiche Arbeiter mit emsig kriehlenden Federn. Telegramme wurden gebracht und sofort beantwortet. Agenten und andere Geschäftskleute strömten aus und ein, im Flur stand die Thür nicht einen Augenblick still. Ein erstaunlich reges Hin und Her bis zur Börsenzeit!

Das Geschäft von Richard Tromholt blühte in ungewöhnlicher Weise. Daß ein Mann innerhalb weniger Jahre sich so

emporzuschwingen verstanden hatte, gar ein fremder, überraschte selbst die sehr thätigen Geschäftsleute Kopenhagens. Nur ein Mensch, der mit besonderen Fähigkeiten ausgestattet war, vermochte so rasch zu solchen Erfolgen zu gelangen.

Tromholt schickte sich, da er noch Geschäfte auswärts zu erledigen hatte, eben an, das Bureau zu verlassen, als ihn Graf Uklar um eine Unterredung bitten ließ, die er ihm sofort gewährte. Zu dem Mann, der gleich darauf in gebeugter, sichtbar verlegener Haltung die Schwelle des Gemachs überschritt, hätte man wohl kaum den tollern Uklar von einst wiedererkannt, so groß war die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Er war gealtert, viel mehr, als es die wenigen Jahre, die seit seiner Trennung von Susanna verfloßen waren, erwarten ließen, sein Haupthaar hatte sich gelichtet, und der blonde Vollbart, der sein Gesicht umrahmte, war schon vielfach von grauen Fäden durchzogen. Aus diesem Gesicht aber hatte die Spur überstandener Leiden jeden Zug des früheren Hochmuths völlig verdrängt, ernst und wehmüthig blickten die blauen Augen in die Welt, die ihnen einst des Begehrenswerthen nicht genug zu bieten gehabt hatte. Dem Seelenkenner aber konnten trotz dieser Zeichen des äußeren Verfalls die Spuren einer sittlichen Erhebung nicht entgehen, welche die Erscheinung des Mannes in dem schlichten, aber von peinlichster Sauberkeit zeugenden Anzug veredelten.

Ueber die Schicksale, welche diese Wandlung vollbracht hatten, sind wir durch die Mittheilungen, welche Tromholt dem Grafen Suarre, als dieser sich nach Uklar erkundigte, gemacht, im allgemeinen unterrichtet, doch bedarf sein Bericht einer Ergänzung.

Nachdem seine Scheidung von Susanna Ericius gerichtlich vollzogen war, hatte Graf Uklar, im Besitz der nicht unbedeutenden Abfindungssumme, die ihm der Prozeß eingetragen, zunächst das Leben in vollen Zügen genossen. Daß seine neuen Heirathspläne an der Zurückhaltung der adligen wie der bürgerlichen Gesellschaft scheiterten, machte ihm wenig Verdruß. An guten Freunden, die seine Orgien theilten, fehlte es ihm trotzdem nicht; warum sollte er, kaum erst von einem lästigen Joch befreit, sich gleich wieder an eine Kette, und wär's auch eine goldene, schmieden? Dazu war's noch Zeit, wenn seine Mittel zu Ende gingen. Wenn ihm die spießbürgerliche Gesellschaft hier den Rücken lehrte, was lag daran? Von ihr hatte er so wie so genug, die Welt war groß und die Menschheit nicht überall von so kleinlichen Vorurtheilen befangen wie im engeren Vaterland. Er ging auf Reisen, und bald sprach man an den glänzendsten Sammelpunkten internationaler Geselligkeit von der Verschwendung und den galanten Abenteuern des tollern deutschen Grafen. Die Heirathsgedanken hatte er darüber ganz vergessen, es war ja noch Zeit! Allein einem Leben, wie es Graf Uklar führte, hätten auch weit bedeutendere Mittel als die, welche er besaß, auf die Dauer nicht genügt; um die immer größer werdenden Lücken zu decken, griff er zum Spiel. Eine Zeitlang bewährte sich dieses Auskunftsmitglied auf's trefflichste, die Glücksgöttin zeigte sich ihm über die Maßen gewogen, um sich sodann, wie das ihre Gewohnheit ist, ebenso hartnäckig von ihm abzuwenden, als sie seiner allzu kühnen Werbung satt geworden war; und schneller, als er es je vermuthet, kam der Augenblick, wo Graf Uklar bleich, mit nervös zuckenden Gesichtsmuskeln an dem grünen Tisch vor den letzten Banknoten stand und mit starrem Blick den Sprüngen der kleinen Kugel folgte, von welcher es abhing, ob er im nächsten Augenblick ein Bettler wurde.

Er war es schon geraume Zeit, als er noch immer in derselben Stellung verharrte. Die kleine Kugel hatte ihren Kreislauf unzählige Male begonnen und vollendet, und von ihren Launen hatte er jetzt, da er das grüne Tuch nur mehr mit gedachten Einsätzen belegte, nicht das geringste mehr zu befürchten. Der Croupier mußte ihn schließlich darauf aufmerksam machen, daß er in solch passiver Rolle den andern Spielern im Wege stehe. Schwankenden Schritts wie einer, der eben aus einem wüsten Traume erwacht ist, verließ er den Saal. Draußen begrüßte ihn das bunte, schwirrende Leben, seine Freunde und Freundinnen gingen oder fuhrten in schimmernden Karossen an ihm vorüber, sie kannten ihn nicht oder grüßten ihn nur flüchtig; die er anreden wollte, wichen ihm aus.

Jetzt wäre es Zeit gewesen, aber jetzt war es zu spät. Der Graf hatte jetzt anderes zu thun, als ans Heirathen zu denken. Zunächst machte er alles, was er noch an Kostbarkeiten besaß — und es war nicht mehr viel — zu Geld, um dieses der kleinen

Kugel, die lustig, unbarmherzig darüber wegsprang, in den Weg zu werfen. Dann dachte er ernstlich daran, allen ferneren Launen des Zufalls mittels einer anderen kleinen Kugel ein Ende zu machen. Er stand vor dem Laden eines Waffenhändlers, in den Anblick der dort ausgestellten Ware vertieft, als ihm ein älterer, sorgfältig gekleideter Herr, der ihm längst, ohne daß Uklar es bemerkt hatte, gefolgt war, sackte von hinten auf die Schulter klopfte und dabei mit sanfter, lästlicher Stimme die Worte sprach: „Nicht hier, Herr Graf!“

Als Uklar sich erschrocken umwandte, lästete jener mit einer höflichen Verbeugung den Hut und fragte, indem er eine reich gefüllte Banknotentasche hervorzog, in derselben artigen Weise: „Mit welcher Summe kann ich Ihnen dienen?“

Uklar, der, durch den Undank seiner Freunde verbittert, allen Glauben an die Uneigennützigkeit der Menschen verloren hatte, war von dieser Frage des ihm völlig Unbekannten aufs höchste überrascht. Die Todesgedanken, denen er sich eben noch hingegen hatte, schwanden beim Anblick der gefüllten Börse wie Nebel vor der Sonne.

„Wie, Sie wollten?“ rief er freudig erstaunt.

„Unter einer Bedingung, Herr Graf!“ erwiderte der Fremde.

„Und die wäre?“ fragte Uklar hastig. Er war im voraus bereit, jede zu erfüllen, die der Herr an ihn stellen würde, sofern er ihn nur instand setzte, den Kampf mit der kleinen Kugel aufs neue aufzunehmen.

„Daß Sie unverzüglich von hier abreisen, um zunächst wenigstens nicht wiederzukehren,“ war die nachdrücklich betonte Antwort des Unbekannten.

„Was berechtigt Sie, mein Herr, diese Forderung an mich zu stellen?“ braunte nun Graf Uklar auf.

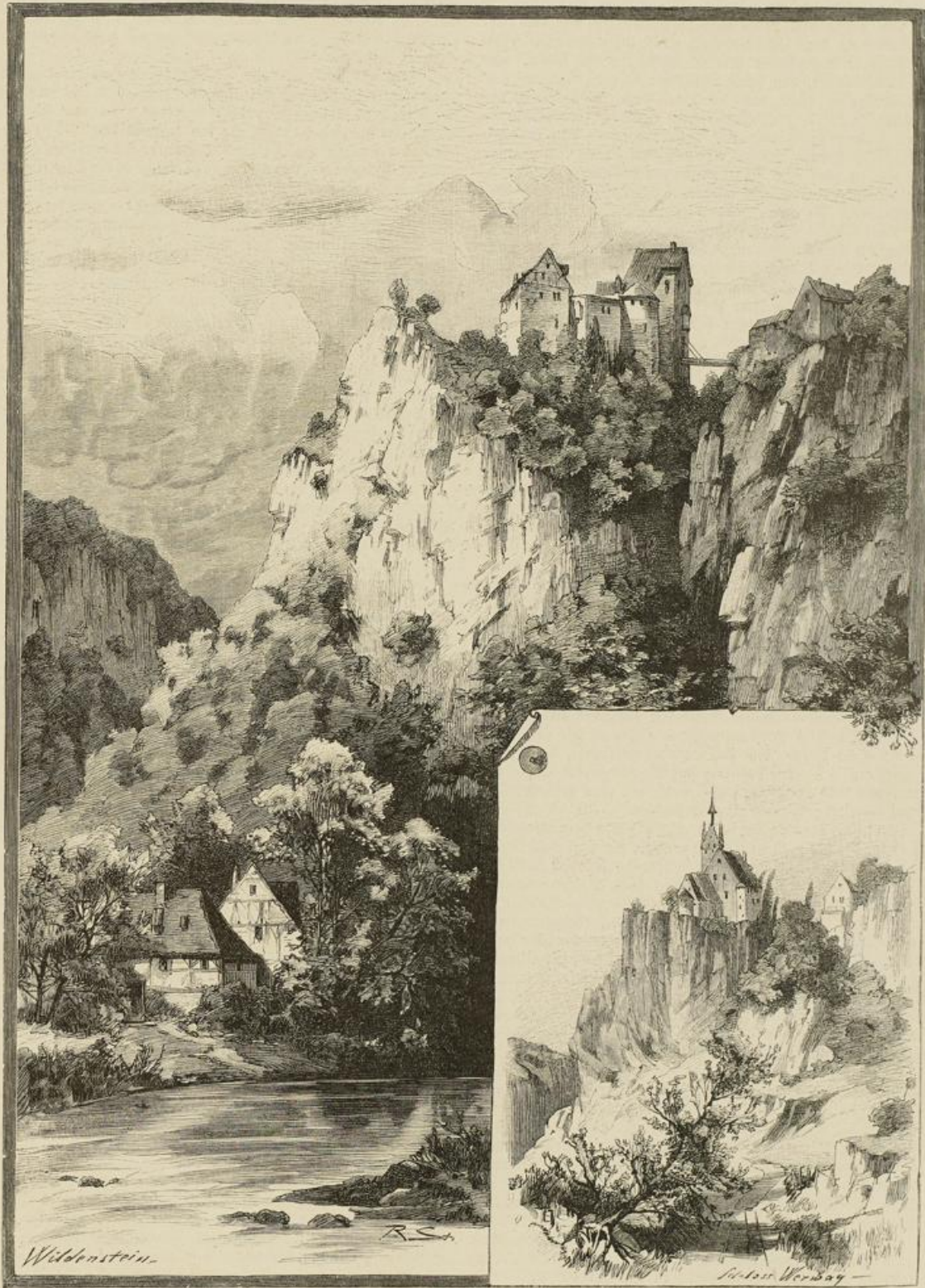
„Ihr eigener Vortheil, die genaueste Kenntniß Ihrer dermaligen Verhältnisse,“ erwiderte der andere, ohne sich im geringsten durch die Heftigkeit des Grafen beirren zu lassen. „Ich weiß, daß Sie keinen Franken mehr besitzen, noch von irgend welcher Seite in absehbarer Zeit einen nennenswerthen Zuschuß zu erwarten haben. Was wollen Sie hier, Herr Graf? Der Anblick des Spiels, an dem Sie sich zu betheiligen nicht mehr in der Lage sind, kann Sie nur aufregen und zu Entschlüssen führen, die ich aufs tiefste bedauern würde. Ein längerer Aufenthalt würde überdies unangenehme Auseinandersetzungen mit dem Wirth Ihres Gasthofs zur Folge haben, denen ich durch Bezahlung Ihrer Rechnung und Einlösung Ihrer Koffer vorzubeugen bereit bin, sofern Sie meinem wohlgemeinten Rath folgen wollen. Sie sind Fremder, Herr Graf, einer alten, hochangesehenen Familie entstammt, es kann Ihnen bei Ihren Beziehungen in der Heimath nicht schwer fallen, die Verlegenheit Ihrer augenblicklichen Lage zu überwinden, und wenn Sie in einer späteren Saison wiederkehren, um den jetzt so ungleichen Kampf gegen die Bank, deren Vertreter ich bin, mit neuen Kräften zu beginnen, so werden Sie mir für meinen guten Rath danken, und ich werde es vielleicht bereuen, Ihnen denselben gegeben zu haben. Was ich Ihnen sonst biete, ist, soweit es eben in unserer Macht steht, eine Entschädigung für die großen Summen, die Sie an uns verloren haben, zu gewähren. Und nun bitte ich Sie, mir das Ziel Ihrer Reise zu nennen, damit ich Ihr Gepäck rechtzeitig zur Bahn schaffen lassen und Ihnen das Billet lösen kann. Darf ich bitten, wohin?“

„Nach Berlin,“ erwiderte Uklar; er wußte selbst nicht, warum gerade dorthin, er sagte es mehr aus einem unbewußten Triebe als aus Ueberlegung, er fühlte nur, daß jener Mann einen Einfluß auf ihn übte, ähnlich dem der kleinen Kugel, in deren Dienst er stand; daß er ihm unbedingt gehorchen müsse. Erst während der Fahrt kam er zum vollen beschämenden Bewußtsein dessen, was mit ihm vorgegangen war.

So lehrte Graf Uklar in die Heimath zurück, und nun begann für ihn jener Kampf ums Dasein, der ihn nach verschiedenen Niederlagen nach Kopenhagen und als einen Hilfsuchenden zu Tromholt geführt hatte.

Aber — und das wußte zur Stunde selbst Tromholt nicht — die eigene Noth allein war es nicht, die Uklar zu diesem für seine Besserung und sittliche Läuterung entscheidenden Schritt getrieben hatte.

Nach dem Zusammenbruch seines letzten Unternehmens suchte ihn ein schwerer Rückfall in jene Krankheit heim, die schon den Verlust seiner Stellung als Versicherungsagent herbeigeführt hatte und die im Grunde nur eine Folge des jähen Wechsels seiner Lebensverhältnisse gewesen war. Während er nun so im Spital



Bilder aus dem oberen Donauthal.  
Zeichnung von H. Stieler.

lag und den Tod als eine Erlösung herbeisehnte, hatte sich ein mitleidiges Geschöpf seiner erbarmt und ihn durch treue, selbstlose Liebe und Pflege dem Leben wiedergegeben. Es war dies eine arme Näherin, deren Bekanntschaft er in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Kopenhagen gemacht hatte, die ihn liebte, aber seinen Bewerbungen, von deren Ehrlichkeit sie nicht überzeugt war, stets widerstanden hatte, und die nun, da er hilflos und von allen verlassen auf dem Krankenbett lag, nicht nur ihre Ersparnisse opferte, sondern auch ihren bisher unbescholtenen Ruf zu seiner Rettung in die Schanze schlug. Und als Graf Uklar, nach schweren Fieberträumen zum ersten Male wieder zur Besinnung gelangt, die Augen aufschlug, da war das erste, was sein Blick traf, die Gestalt jenes Mädchens, die einem Schutzengel gleich, über sein Lager gebeugt, dasah. Nicht anders erschien sie dem Kranken in den nun stets länger währenden Pausen, als das Fieber von ihm wich und er kraftlos, keines Wortes mächtig, ihre Gestalt vor sich sah. Wie ihm nun aber bei fortschreitender Genesung die ganze Größe des Opfers zum Bewußtsein kam, das Agnes ihm gebracht hatte, da durchdrang ihn, vielleicht zum ersten Male, das Gefühl einer Dankeschuld, die einzulösen fortan der einzige Zweck seines neuen Lebens sein sollte. Nun wußte er, daß dieses Leben eine Pflicht für ihn sei, und aus der anfangs nur flüchtigen Neigung wurde eine tiefe, starke Liebe.

Auf dieser Grundlage allein konnte sich eine so wesentliche Wandlung, wie sie mit Uklar vorgegangen war, mit Gewißheit für die Dauer vollziehen, und seine Liebe war es auch, die ihm den Gang zu Tromholt, den schwersten, den er je gethan, damals wie heute ermöglichte. Wozu ihn die eigene Noth nie vermocht hätte, das vollbrachte die Sorge für eine andere, für Agnes, der er in ernster Stunde gelobt hatte, sie, sobald er nur eine anstößliche Lebensstellung gefunden habe, vor Gott und den Menschen zu seiner Frau zu machen.

An der verzeihenden Großmuth Tromholts zweifelte Uklar längst nicht mehr, und doch überwältigte ihn die einfache Art, mit der jener, den Dank ablehnend, seine Bitte erfüllt hatte. „Was ich für Sie thue,“ hatte Tromholt gesagt, „ist nicht mehr als eine natürliche Pflicht; ich reiche meinem Nächsten, den ich versinken sehe, die Hand, daß er sich daran emporrichte. Lassen wir das Vergangene vergangen sein! Wir Menschen sind nur zu oft das Ergebnis der Verhältnisse, in denen wir aufgewachsen sind, und erst durch mancherlei Prüfungen gelangen wir zu der Erkenntniß unserer wahren Natur; dem einen kommt sie früher, dem andern später. Danken Sie mir dadurch, daß Sie Ihren Entschlüssen treu bleiben, und was in meiner Kraft steht, soll gern geschehen, Sie auf der betretenen Bahn weiter zu fördern.“

Von seinen Beziehungen zu Agnes, von seinen Heirathsabsichten hatte Uklar damals nicht zu sprechen gewagt; die Stellung, die ihm Tromholt in seinem Geschäft anwies, schützte ihn zwar vor Noth, aber an eine Erfüllung seines Gelübnisses konnte er vorläufig nicht denken, ja, er mußte sich gestehen, daß er als völliger Neuling in kaufmännischen Dingen der ihm übertragenen einfachen Arbeit beim redlichsten Willen kaum gewachsen sei. Immerhin aber mußte er befürchten, daß Tromholt, von anderer Seite über seine Uklars, Beziehungen zu dem Mädchen unterrichtet, sie in falschem Lichte ansehen werde. Darum hatte es ihn längst gedrängt, sich auch hierüber unumwunden mit seinem Prinzipal auszusprechen, und er hatte es bisher nur unterlassen, weil eben die Hoffnung auf Erfüllung seiner Wünsche eine so geringe war.

Nun aber bot sich ihm durch einen günstigen Zufall die Aussicht auf eine Stellung in seinem früheren Beruf. Durch die Admiralität war ihm ein Schreiben zugegangen des Inhalts, daß die japanische Regierung für ihre noch junge Kriegsmarine tüchtige, mit der Technik unseres Seewesens vertraute Leute suche, wobei sie insbesondere auf solche Werth lege, die bereits in der deutschen Marine gedient und aus irgend welchem, ihre dienstliche Befähigung nicht beeinträchtigenden Grund ihren Abschied genommen hätten. Da Uklar zu diesen gehöre, so werde ihm unter Mittheilung der näheren Bedingungen anheimgegeben, sich um eine der ausgeschriebenen Stellen zu bewerben, auch eintretenden Falles eine Empfehlung in Aussicht gestellt.

Graf Uklar athmete auf, als er das Schreiben las, aber seine Freude erhielt eine starke Einschränkung, als er von den Bedingungen, von welchen die Anstellung abhängig gemacht war, Kenntniß nahm. Da stand in erster Linie, daß die Kosten der

Ueberfahrt wie auch die der ersten Ausrüstung von dem Bewerber selbst zu tragen seien. Und das war es, woran alle Pläne, die Uklar an dieses Schreiben geknüpft hatte, zu scheitern drohten, es sei denn, daß sich jemand fand, der ihm die nicht unbedeutende Summe vorstreckte.

Aber wer sollte das thun? Der Graf, der aus einer gänzlich unbemittelten Seitenlinie der Uklars stammte, besaß auch nicht einen einzigen Verwandten, der, wär's auch nur der Ehre des Namens wegen, das Opfer für ihn gebracht hätte. Mit seinen einstigen Freunden und Kameraden hatte er keinerlei Beziehungen mehr, auch wären sie, wenn je geneigt, kaum in der Lage gewesen, ihm zu helfen. Agnes' Ersparnisse waren durch die Kosten der Krankheit und der darauf folgenden arbeitslosen Zeit verchlungen worden. Wohin er auch die Blicke richtete, er stand allein, niemand war, der ihm helfen konnte und wollte, als eben Tromholt, der Mann, den er am tiefsten gekränkt. „Was in meiner Kraft steht, Sie auf der betretenen Bahn weiter zu fördern, soll gern geschehen,“ hatte Tromholt gesagt, und die Worte gaben Uklar den Muth, sich auch in dieser Angelegenheit, von der das Lebensglück zweier Menschen abhing, vertrauensvoll an Tromholt zu wenden.

So trug er ihm jetzt in offener Weise die Geschichte seiner Liebe und das Anliegen vor, das er auf dem Herzen hatte, und Tromholt, der erst nicht ohne Ueberaschung, dann mit wachsender Theilnahme seinen Worten zugehört, schließlich auch genaue Einsicht in die ihm vorgelegten Papiere genommen hatte, täuschte auch diesmal kein Vertrauen nicht.

„Ich will mir die Sache überlegen,“ sagte er, „auch noch Erkundigungen einziehen und Ihnen dann sobald wie nur möglich Näheres mittheilen. Ist alles in Wirklichkeit so, wie es sich hier auf dem Papier ausnimmt, so hoffe ich, daß der Entscheid günstig ausfallen wird.“

Und noch eines, auch Ihre Braut möchte ich gern kennenlernen, Herr Graf, nicht als ob ich Ihrer Wahl mißtraute, sondern aus aufrichtiger Bewunderung für das treffliche Mädchen. Grüßen Sie, ich bitte, Fräulein Agnes von mir und bereiten Sie sie auf meinen Besuch vor! Wer ein solches Herz besitzt, der ist nicht arm.“

Nicht ohne Mißgunst hatte Tromholt die letzten Worte gesprochen, und als ob er sich dieser schämte, ging er nun plötzlich in den Geschäftston über, indem er, auf die Uhr blickend, fortfuhr: „Jetzt aber rufen mich dringende Pflichten, ich werde Ihre Angelegenheit darüber nicht vergessen, seien Sie gutes Muths! Wir sprechen bei nächster Gelegenheit mehr davon. Gott befohlen, Herr von Uklar!“

Mit einem warmen Händedruck war Uklar verabschiedet, ehe er noch seinem Dank anders als durch einige abgerissene Sätze Ausdruck zu verleihen vermocht hatte. Aber war es denn überhaupt möglich, in Worten auszudrücken, was in seiner Brust vorging? —

## 16.

Tromholt kehrte an diesem Abend nach Erledigung seiner Geschäfte nicht, wie es sonst seine Gewohnheit war, sogleich nach Haus zurück, sondern begab sich, nachdem er im Telegraphenamt noch einige Depeschen aufgegeben, auf den sogenannten Strandvei, einen sich an der Hafensbucht bis nach dem Badeort Klampenborg entlang ziehenden herrlichen Spazierweg. Er hatte das dringende Verlangen, nach langer Zeit einmal wieder frische Luft in vollen Zügen einzuathmen.

Es war ein wundervoller Abend, und der Anblick, der sich ihm bot, als er über das Gebiet des inneren Hafens hinausgekommen, war unbeschreiblich schön.

In tiefer, leuchtender Bläue lag das Meer vor ihm. Ein kräftiger Wind schuf auf der weiten Fläche in wechselnder Laune und in entzückender Mannigfaltigkeit schnee-schäumende Wellen. Bald hoben sich nur ihre schaumbedeckten Köpfe, bald kamen sie mit ihren langgestreckten, silbernen Leibern breit herangerauscht, brachen sich mit murrendem Getöse oder lösten sich — kraftloser als ihre Vorgänger — in der Muth sanft auf. Rauschen und Singen, ruheloses Wandern, Werden, Wachen und Vergehen, und über der großartigen Fläche mit ihren prachtvollen Farben der weit ausgespannte Himmel im reinsten, von dem Licht der Sonne durchflutheten Blau! Tromholt blieb stehen und lauschte der

geheimnißvollen Muffel der Wogen, die sich am Strande brachen. Stets dieselben räthselhaften Töne und doch dem Ohre immer wieder neu! Selbst den stärksten Anprall der See brachen die sandigen, hellstimmernden Ufer. Nun eben glaubte man, eine Riesenwelle müße von dem Lande Besitz nehmen, es niedertanzen in das fröhliche, durchsichtige, schäumende Raß, aber die Erde, eben noch magnetisch die Fluth an ihre Brust ziehend, stieß sie im Augenblick ihres übermächtig jauchzenden Einzugs mit stolzer Ruhe von sich, und wie beschämt lösten sich die aus Millionen Tropfen bestehenden Gebilde, wichen mit gleichsam sich sanft unterordnender Ergebung zurück und machten, gebrochen in ihrer Kraft, neuen, brausend herankommenden Waffern Platz. Oft flogen weiße Meer-vögel kreisend vorüber oder tauchten ihre schneeigen Flügel in das auf- und abwogende Meer, und nun eben erschienen, einer Flottille gleichend, zahllose Segel in ungleichen Abständen auf der offenen See, ihrem Ziele zusteuend. Schiffe aus aller Herren Ländern! Eine gewaltige Heerstraße von Dreimastern, Schonen, Kuttern und Dampfschiffen, deren schwarze Rauchfahnen zeitweilig die Linien des Horizonts verhüllten, erschloß sich dem Auge.

Endlich erinnerte sich Tromholt der Zeit und wandte sich wieder langsam der Stadt zu.

Der frische Athem der See hatte Lust und Sehnsucht in ihm gewekt. In rascher Reihenfolge lösten sich die Gedanken ab; Susannens Bild stieg vor ihm auf, Alen und Bianca winkten ihm, nach Limforden zu kommen, nach langer Zeit Wiedersehen zu feiern. Er beschloß auch, sich aufzumachen, einige Tage auf dem Lande zu bleiben, andere Eindrücke zu gewinnen, frische Kräfte zur Arbeit zu sammeln und wieder einmal von einem warmen Hauch der Liebe berührt zu werden.

Unter den ihn beherrschenden Vorstellungen blieb Tromholt stehen, reckte sich und streckte die Arme aus wie ein Mensch, der nur in solcher Weise seiner starken Empfindungen Herr werden kann. Uglars Erzählung hatte ihn seltsam weich gestimmt. War dieser bei all seiner Keuschheit nicht fast reicher als er, Tromholt, mit allem, was er erreicht hatte? Er hätte ihn beneiden können, wäre für dieses Gefühl überhaupt Raum in seiner Brust gewesen. In seinem Herzen brach's auf. Alles, was er einst gewollt und erreicht hatte, nahm wieder Gestalt an. Immer nur allein im Dienst der Arbeit und Pflichterfüllung zu sein, das lähmte!

Der Morgen brach täglich an, der Abend schloß ihm die Augen, ohne daß er für sein Gemüth und Herz etwas eingesammelt hatte. War das alleiniger Zweck und Inhalt des Lebens? Freilich, ein weibliches Geschöpf gab's auch für ihn in Kopenhagen, das ihn zärtlich liebte, das schon zitterte, wenn es seine Schritte hörte, das kaum etwas anderes dachte, als ihn zu erfreuen, einen guten Blick von ihm zu erhalten: Ingeborg Elbe. Aber er konnte diese Liebe nicht erwidern, wie sie's verdiente, ja, er durfte sie, um unbefangenen zu bleiben, nicht einmal bemerken. Nur zu wohl-bekannt mit den Qualen, die mit einer starken Neigung verbunden sind, fühlte er mit ihr und mußte doch wie ein Ahnungsloser neben ihr einhergehen.

Ingeborg besaß im Grunde alles, was ein Weib einem Manne begehrenswerth macht. Schön, edelgesinnt und tugendhaft, verband sie mit einem kräftigen Willen ein weiches Gemüth. Aber er liebte sie nicht mit jenem Gefühl, das nicht fragt nach den Gründen, das ein Weib nicht kennt, das sich dem andern Theil nach geheimnißvollen Gesetzen zuwendet wie die Welle dem Strande. In solcher Weise liebte er nur eine einzige, Susanne. Und diese Liebe war sein Verhängniß. Wie ein zweites Ich wohnte sie in seinem Inneren, und erst mit der Scheidestunde vom Leben, das wußte er, konnte die Erinnerung an sie ihm entschwinden.

Als Tromholt die Stadt erreichte, war die Dämmerung bereits hereingebrochen, in dem engen Straßengewirr des Hafenviertels, durch das ihn sein Weg führte, war es dunkel und öde, die Laternen waren noch nicht angezündet, und nur aus den zahlreichen Matrosenkneipen und sonstigen Vergnügungstokalen niederen Schlags fiel hier und dort ein trüber Lichtschein auf das feuchte schlüpfrige Pflaster; schrille Musikflänge, dumpfes, hin und wieder mit helleren kreisenden Lauten vermishtes Stimmengeräusch bekundeten, daß das wilde Treiben dort seinen Einzug gehalten. Die Luft war schwül und drückend, noch mit den widertischen Mißdünsten des Tages durchsetzt, und Tromholt eilte unversehrt, aus dieser Atmosphäre herauszukommen, als die Stunde, da er zu Haus beim Abendbrot erwartet wurde, längst vorüber war

und er von der Sorge, in die sein längeres Ausbleiben die empfindliche, leicht erregbare Ingeborg versetzen mußte, schädliche Folgen für deren Gesundheit befürchtete.

An den geöffneten Fenstern einer zur ebenen Erde gelegenen Taverne vorüberschreitend, hörte er sich plötzlich beim Namen rufen, und, unwillkürlich stillstehend, warf er einen Blick in das Innere des mit dichtem Tabaksqualm erfüllten Raumes. Bei der trüben Beleuchtung vermochte er jedoch nicht viel mehr als ein Durcheinander verschwommener Gestalten zu erkennen, von denen sich nur eine, die eines Seemanns in verlumptem Anzug mit rohem, aufgedunsenem Gesicht, deutlicher abhob. Der Mann schien eben von seinem Sitz aufgesprungen zu sein.

Einen Augenblick besann sich Tromholt, wo er diesezüge, die ihn mit überraschtem, drohendem Ausdruck anstarrten, schon gesehen haben könnte. Da ihm sein Gedächtniß jedoch nicht rasch genug den gewünschten Anhalt bot, so setzte er, überzeugt, sich getäuscht zu haben, seinen Weg fort, und seine vorausreitenden Gedanken beschäftigten sich wieder ausschließlich mit der seiner harrenden Ingeborg.

Er sah daher nicht und konnte auch nicht sehen, wie hinter ihm jene Gestalt vorsichtig auf die Straße heraustrat und, nachdem sie sich eine Weile nach allen Seiten umgesehen hatte, dicht an die Häuser geschmiegt, schleichenden Gangs seinen hallenden Schritten folgte. Als Tromholt eben, den Weg zu kürzen, in eine noch engere und dunklere Seitengasse einbog, folgte ihm jener in raschem Lauf bis zur Ecke, um sodann wieder, lauernd wie ein zum Sprung bereites Raubthier, hinter ihm herzuschleichen.

Ohne eine Ahnung von seinem unheimlichen Verfolger zu haben, schritt Tromholt weiter, und schon war er am Ende der engen Gasse, an einer Stelle, wo dieselbe auf beiden Seiten von hohen, finsternen Mauern begrenzt wurde, angelangt, als plötzlich zwei starke Häufte rücklings seine Rechte faßten und ihn, ehe er's hindern konnte, zu Boden rissen.

Der harte Aufschlag raubte ihm einen Augenblick die Besinnung, und wie er, zu sich kommend, aufspringen wollte, war es schon zu spät. Der andere hatte sich auf ihn gestürzt, ihm das Knie auf die Brust gestemmt und umschürte ihm den Hals so fest, daß er zu ersticken vermeinte. Ueber ihm funkelten als wuth-verzerrtem Gesicht zwei Augen, die eher einem Tiger als einem Menschen anzugehören schienen.

„Larsen!“ stöhnte Tromholt, der nun seinen Begner erkannte.  
„Ja, Larsen!“ höhnte dieser. „Kennst Du mich noch? Hab' Dich auch gleich wiedererkannt. Kein Wunder, wir sind ja alte Bekannte, schon von Mädem her, von meiner Hochzeit, haha! Mit dem Alten hab' ich schon abgerechnet, heut ist's an Dir! Hast mich wohl nicht so nah vermuthet, dachtest, ich sei wohl aufgehoben drüben überm Ocean, und Du könntest nun in Ruhe Deines Raubes genießen. Verrechnet, Bursche! Drüben war ich zwar, ja, aber ich hab' meine Sache schlecht gemacht das letzte Mal, sieh, und das ließ mir keine Ruhe, das trieb mich wieder herüber. Jetzt mach ich's besser; erst sollst Du's erfahren und dann die Dirne, denn das ist sie durch Dich!“

„Mörder, feiger Meuchelmörder!“ kam es stoßweise aus Tromholts Brust. Nicht die Furcht vor dem Tod, aber die Schmach, wehlos durch die Hand dieses Clenden, den er im offenen Kampf zerschmettert hätte, sterben zu müssen, die Sorge um Ingeborg, die er von demselben Schicksal bedroht sah, war es, was ihn am meisten peinigte und ihn eine letzte verzweifelte Anstrengung machen ließ, sich den Händen Larsens zu entwinden. Allein es war vergebens, die zunehmende Athemnoth hatte die Kraft seiner Muskeln gelähmt, und schon hatte Larsen die Hand, in der ein Messer blitzte, zum tödlichen Stoß erhoben, als er plötzlich mit einem Wuthschrei von seinem Opfer abließ.

Aus dem Dunkel der Nacht war eine dritte Gestalt aufgetaucht, die seinen Arm bei Seite schlug und ihm das Messer zu entwinden suchte; gleichzeitig hörte man in der Ferne den Schritt einer Polizeipatrouille. Aber Larsens Wuth ließ ihn jede Vorsicht vergessen, er bedachte nicht, daß er es nunmehr mit zwei Gegnern zu thun hatte, und der Ausgang des Kampfes konnte nicht mehr zweifelhaft sein, da nun auch Tromholt, wieder im Vollbesitz seiner Kraft, seinem Retter zu Hilfe kam. Larsen wurde trotz seiner verzweifeltten Gegenwehr entwaffnet, geknebelt und der inzwischen herbeigeeilten Wachmannschaft übergeben.

(Fortsetzung folgt.)

# Blätter und Blüten.

**Die Rückkehr des Sultans vom Sclamlis.** (Zu dem Bilde S. 617.)  
 In dem, was der Fremde in Konstantinopel zuerst sieht, wohin ihn auch der unentbehrliche Fremdenführer fast gewaltsam treibt, gehört der Sclamlis, d. h. der alle Freitage, dem türkischen Sonntage, stattfindende Zug des Sultans zu irgend einer Moschee. Dieser kirchgangstäg des Großherrn ist zugleich der alle acht Tage wiederkehrende Paradedag der gesammten Garnison von Konstantinopel, und wenn auch die Theilnahme des Publikums nach unserm Begriffen keine lebhaftige genannt werden kann, so sind doch immer Tausende von Zuschauern versammelt, die in bunten Gruppen hinter der dichten Kette des Militärs sich aufstellen oder die Hügel und Kläse in der Nähe besetzen. Die Fremde an öffentlichen Auszügen und die Neugierde scheint unter den türkischen Schönen nicht minder verbreitet zu sein als anderswo. Sie gehen zwar von der Sitte der Verkleinerung des Gesichts nicht ab, doch hat man oft Gelegenheit, in die meist schön geschwungenen, melancholisch und doch wieder kindlich dreinblickenden Augen zahlreicher Frauen zu sehen, die an den Abhängen und Böschungsen der Wege hocken.

Der jetzige Sultan Abd ul Hamid II. bewohnt nicht die glänzenden Paläste an den Ufern des Bosphorus, sondern den ziemlich weit an den Hügeln hinaufliegenden Ibdiz kiosk. Weiß und glänzend liegen in den weiten Parkanlagen zahlreiche Gebäude, aber eine starre Mauer umzieht das Ganze, und wer nicht ein hoher Würdenträger ist, wird schwerlich hineingelangen.

In unmittelbarer Nähe, etwas tiefer, liegt die Moschee Hamidije auf einem wundervollen Plage, blendend weiß sich von dem tiefblauen Himmel abhebend. Sie wird für den Sclamlis vom Sultan bevorzugt und gewährt auch in ihrer Umgebung den besten Platz für das militärische Schauspiel.

Lange bevor die Ausfahrt des Großherrn beginnt, rücken in langen Zügen die Truppen der Garnison heran, für Fremde eine hochinteressante Sammlung militärischer Typen. Die Uniformen nähern sich im Schnitt sehr den europäischen, nur der Kez, der von Generalen wie von Gemeinen gleichermassen getragen wird, ist das nationale Aelzeichen. Die Truppen, die in und um Konstantinopel liegen, sind wohl die besten des Reiches, und unübertrefflich ist ihr Aussehen ein kriegerisches und Achtung gebietendes, wenn auch bei näherem Zusehen die „Proprietät“ nicht weit her ist.

Vor dem Thore des Palastes versammeln sich die Generale und in einem unmittelbar daran gebauten Pavillon die höheren Civilbeamten, die Mitglieder der fremden Gesandtschaften, sowie Fremde, die durch irgend eine Empfehlung Zutritt erhalten haben. Es werden Thee, Kaffee und vorzügliche Cigaretten herangereicht, und man genießt auf diese Weise das Schauspiel auf die denkbar angenehmste Art.

Bevor der Sultan den Palast verläßt, erscheint in prächtigen und reichgeschmückten, aber leider geschlossenen Wagen eine Anzahl Damen des Palastes; man sieht nur eine Wolke von Füll und hier und da ein blickendes Auge. Sie sind umringt von Eunuchen, meist tiefschwarzen Negern in schwarzem Gehrock, gleichen Reinkleidern, meist tiefschwarzen und Lackstiefeln, während ein glänzend gekleideter Stallmeister voranreitet. Sobald der Sultan selbst erscheint, ertönt ein Signal, und in weitem Umkreise rufen die Truppen ihrem Gebieter den Gruß zu. Unter präsentirtem Gewehr und mit geneigtem Kopfe stehen die tiefgebräunten Gestalten da, während feierlich und gemessen der offene Wagen mit dem Beherrscher der Gläubigen vorüberzieht.

Wie die meisten Türken hat Abd ul Hamid nichts Bewegliches und Lebhaftes in seinem Wesen. Leise neigt er das Haupt, mehr mit den Augen als mit der Bewegung des Kopfes grüßend; dennoch macht es den Eindruck, als wenn er alles sähe oder wenigstens alles zu sehen bemüht wäre. Häufig sieht der vielgenannte Held von Plewna, der greise Osman Pascha, ihm im Wagen gegenüber — neben dem Herrscher zu sitzen, verbietet wohl die höfliche Vorschrift.

Die religiöse Uebung oder der Gottesdienst währt nur etwa zwanzig Minuten, dann öffnet sich ein Fenster in der Moschee, von wo aus der Sultan den Vorbeimarsch der Truppen abnimmt. Ist dieser vorüber, so besteigt der Herrscher meist einen andern Wagen, um, selbst fahrend, in schnellerer Ganganart zurückzufahren. Das letztere ist eigentlich der interessanteste und, wenn man will, erheiterndste Theil des Schauspiels. Sämmtliche nicht in der Front stehenden Offiziere und Generale schließen sich der Equipage des Sultans an, und man kann sich kaum eines Lächelns erwehren, wenn man die reichbesteckten und zum Theil wohlbesetzten Herren sich bemühen sieht, mit den trabenden Pferden Schritt zu halten. Schweifend und erschöpft langen sie oben an Thore des Palastes an, um noch einen tief ergebenden Gruß dem Herrscher nachzusenden; dann ist das Stück zu Ende.

**Aus dem oberen Donauthal.** (Zu dem Bilde S. 625.) Dort, wo bei Fridingen die Donau in ihrem ersten Laufe die Wasser der Vera in sich aufnimmt, stellt sich dem jugendlichen Ueberflüssen des jetzt schon fluthenden südöstliche Rand der Schwäbischen Alb, durch dessen hochragende Jurafalkfelsen sich die Gewässer in vielgewundenen und tiefeingelchnittenem Thal ihren weiteren Weg zu bahnen haben. Der sich hier eröffnende Theil des oberen Donauthals ist eine der reizvollsten Gegenden unseres deutschen Vaterlandes und bietet eine unvergleichliche Fülle landschaftlicher Schönheiten. Die zerklüfteten Felsen der Alb erheben sich aus dem Schmuß prachtvoller

Laubholzwälder zu bedeutender Höhe und sind vielfach mit Schlössern u. Ruinen gekrönt, während tief unten das Wasser der Donau in seinen engen Bette wildschäumend über mächtige, moosbewachsene Steinblöcke dahinbraust. Schon vom Eingang der Thalchlucht glänzt uns hoch oben das Engbergische Schloßchen Bronnen entgegen, welches, auf steile Felsenriffe erbaut, nur durch eine Zugbrücke mit der nahen Höhe verbunden ist. Eine herrliche Fernsicht eröffnet sich dem trunkenen Blick aus dem kleinen, noch erhaltenen Ritteraal des Schloßes, dessen Fenster sah über dem gründämmernenden Abgrund gelegen, einen Ausblick über die vielzerklüfteten Felsmassen der näheren Umgebung bis zu den fern Alpen gestatten.

Die Wände treten nun immer näher zusammen, prachtvoller Budewald nimmt uns auf, bis sich nach etwa zweistündigem Wandern d. Schlucht öffnet und aus einer Thalmulde das Kloster Beuron mit seinen stattlichen Gebäuden in weltabgeschiedener Einsamkeit uns entgegenblickt. Die schöne Stiftskirche, noch heute ein sehr beliebter Wallfahrtsort, zeugt in sehr guten Freskoge-mälden die Sage von der Stiftung des Klosters und die Bildnisse seiner Patrone und Wohlthäter. Die Klostergebäude sind jetzt wieder mit Mönchen (Benediktinern) besetzt.

Von Beuron zieht sich die Straße über eine gedeckte Brücke auf das linke Ufer der Donau. Bald erscheint rechts auf großartiger Felsenhöhe von starrenden Klippen umgeben, die stattliche Bergfeste Wildenstein. Ein abgeprungenes Felsenriff trägt auf besonderen Grundmauern ein Thor von welchem eine Zugbrücke über einen gähnenden Abgrund den Zugang zu der Burg ermöglicht, und staunend betrachten wir die riesigen Mauer und Thürme dieses Edelstzes, welcher in allen seinen Einzelheiten ein wohl erhaltenes Bild mittelalterlicher Befestigungsbauten bietet. Ein bis zur Sohle der Donau hinabreichender Brunnen, eine Mühle und ein Feuerturm machten in Verbindung mit der natürlichen festen Lage das Schloß geradezu unnehmbar. Von der gotischen Burgkapelle fährt ein jetzt verschütteter Gang unterirdisch zu Thal. Im Hauptgebäude dessen Räume sammt dem Ritteraal noch erhalten sind, befinden sich die Wohngemächer des jetzt ausgestorbenen Geschlechts der Herren von Wildenstein, der Erbauer dieses durch alle Stürme des Mittelalters mannhalt behaupteten Schloßes.

Unterhalb von Wildenstein, nach einer wiederholten Krümmung des Flusses, eröffnet sich ein prachtvolles Panorama von beiden Seiten treter senkrecht aufsteigende Felswände bis an die Thalhöhe heran und eine der großartigsten der riesigen Felsmassen zur Linken des Flusses trägt das alte fürstbergische Schloß Werwag mit seinen stattlichen Giebeln und Thürmen, welches mit seinen alterthümlichen Innenräumen und Einbauten, die ganz unübertrefflich erhalten sind, mit dem dazu gehörenden Landes- und ausgedehnten Grundbesitz einer der schönsten Besitztüme des Landes genannt werden muß. Vorbei an dem Dorfe Hausen mit der stattlichen Ruine Wagenburg und einer großen gegenüberliegenden Felsenhöhle wälzt nun die Donau ihre grünen Fluthen thalabwärts. Manche stattliche Ruinen wie Gutenstein, Falkenstein und Dietrich liegen noch an ihrem Ufer, und ihrem Laufe folgend, gelangen wir auf schöner, dem Felsen abgeringener Kunststraße mit mehreren Tunnels über Thiergarten nach dem Dreie Laiz, von wo an die Felsmassen zurücktreten und der Fluß durch flachere Gehäde der „Burg Signars“ aufsteht, der ebenso hübschen wie malerischen Stadt Sigmaringen.

**Was vom „Bohnenlied“.** Ueber den Ausdruck „Das geht über's Bohnenlied“ haben sich schon viele und darunter sehr gelehrte Leute die Köpfe zerbrochen. Binder im „Sprichwörterbuch der deutschen Nation“ meint, der Spruch beziehe sich auf ein altes schweizerisches Spottgedicht, das in den allerstärksten Ausdrücken über die Sittenverderbnis der damaligen Geistlichkeit loszog. Wädernagel dagegen behauptet, unter dem „Bohnenlied“ seien alte deutsche Lieder zu verstehen, die mit dem Rekreim schlossen: „Nun geh mir aus den Bohnen“, und die also die Aufforderung enthielten, sich zu trollen. Eine neue und gar nicht ungläubliche Deutung giebt Druck in der „besonderen Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg“. Er nimmt an, daß bei dem früher viel verbreiteten, meist am Dreikönigstag gefeierten Bohnenfest auch Lieder gesungen worden seien, die, dem Wesen dieser aus den römischen Saturnalien entsprungene Lustbarkeit entsprechend, an Vertheit und Ausgelassenheit das Menschennüchliche geleistet hätten. Der Leser, der vielleicht eine der bildlichen Darstellungen eines solchen Bohnenfestes mit seinem Bohnenkönig und seiner Bohnenkönigin zu Gesicht bekommen hat, wird dies gerne glauben. Wenn nun heute einer sagt: „Das geht über's Bohnenlied“, so heißt das: „Hier ist das Neueste noch überboten.“

Wie alt übrigens der Ausdruck ist, mag man daraus entnehmen, daß schon in einem Fastnachtspiel des 15. Jahrhunderts die Worte sich finden:  
 „Dieser Sach bin ich fast müd,  
 Es ist mir übers Bohnenlied.“

Und als dem Herzog Christoph von Württemberg, welcher von 1550 bis 1568 regierte, der Stadtbaumeister von Stuttgart einen Entwurf zur Ueberwölbung des die Stadt mit üblen Dünsten durchströmenden Neesenbaches vorlegte und dabei die merkwürdige Ansicht verrieth, das Wasser habe die natürliche Tendenz, bergauf zu fließen, da schrieb der Herzog an den Hand: „Das wäre doch übers Bohnenlied!“ Und der Herzog hat recht.

**Inhalt:** Commemorative. Roman von Marie Bernhardt (2. Fortsetzung). S. 613. — Die Orlasen. Von Alfred Edmund Greben (Fortsetzung). S. 616. — Die Rückkehr des Sultans vom Sclamlis. Bild. S. 617. — Sängertage in der Kaiserstadt Wien. Von Gerard Hamburg. S. 619. Mit Zeichnungen S. 613, 619, 620 u. 621. — Deutsche Art geht über alles. Ein Nachklang vom deutschen Sängerbundestag in Wien. Von Karl Hildner (Wittdor). Gedicht. S. 622. — Ein Mann. Roman von Hermann Heiberg (10. Fortsetzung). S. 622. — Bilder aus dem oberen Donauthal. Bild. S. 625. — Blätter und Blüten: Die Rückkehr des Sultans vom Sclamlis. S. 628. (Zu dem Bilde S. 617.) — Aus dem oberen Donauthal. Von K. Stieler. S. 628. (Zu dem Bilde S. 625.) — Was vom Bohnenlied. S. 628.